1,70 DM / Band 13
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

NEU

DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven

Der Clan der Fischmenschen

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115



Band 13

Der Clan der Fischmenschen

Im letzten Licht des Tages betrachtet, das bereits von den ersten grauen Streifen der Dämmerung durchdrungen wurde, sah der See aus wie ein gewaltiger, runder Spiegel. Obwohl das rote Licht des Sonnenunterganges den Eindruck von Wärme erweckte, strahlte die Wasserfläche einen Hauch eisiger Kälte aus, und das kaum hörbare Plätschern, mit dem die Wellen gegen das Boot schlugen, klang in Jennifers Ohren wie das Wispern höhnischer, heller Stimmen.

Aber vielleicht kam die Kälte auch aus ihr selbst, und vielleicht war das, was sie für ein böses Flüstern hielt, nur das Echo ihrer eigenen Angst.

Sie wußte, daß sie die Nacht nicht überleben würde.

Zum wahrscheinlich hundertsten Male, seit man sie in das kleine, ruderlose Boot gelegt und in die Mitte des Sees hinausgezogen hatte, versuchte sie sich aufzusetzen und zerrte dabei mit aller Kraft an den Fesseln, und zum ebensovielten Male war es vergebens. Die fingerdicken Hanfstricke waren fachkundig angelegt; von Männern, die wußten, was sie taten. Sie waren nicht einmal sehr fest, aber Jennifers Hand- und Fußgelenke waren trotzdem blutig gescheuert und schmerzten. Zu oft hatte sie versucht, sich von ihren Fesseln zu befreien.

Es war ihr nicht einmal gelungen, sich aufzusetzen.

Durch ihr verzweifeltes Hin- und Herwerfen in Bewegung gesetzt, begann das Boot auf den Wellen zu schaukeln. Jennifer erstarrte vor Schreck und hielt für einen Moment sogar den Atem an. Das Boot schaukelte noch einen Moment weiter. Jennifer wußte sehr wohl, daß es noch nicht an der Zeit war, nicht, solange die Sonne nicht vollends versunken und der Mond wie eine silberne Scheibe am Himmel aufgegangen war, aber es war nur ein Teil von ihr, der das wußte: der logische, überlegende Teil. Die andere Jennifer, das Mädchen, das wußte, daß es sterben würde und vor Angst halb wahnsinnig war, hörte Geräusche unter dem Plätschern der Wellen, die es nicht gab: ein dumpfes Brausen und Rauschen, als stiege ein kolossaler finsterer Körper aus den eisigen Tiefen des Lochs empor, ein schweres mühsames Atmen, das Plätschern, mit dem gewaltige flossenbewehrte Arme die Fluten teilten. War da nicht ein Reiben und Schaben unter dem Boot, ein Laut, der sie an das Kratzen horniger Fingernägel erinnerte? Klang der Rhythmus der Wellen nicht plötzlich anders, als wäre ein großer Körper irgendwo in der Nähe des Bootes aufgetaucht und störe das sanfte Hin und Her des Wassers?

Mit aller Macht kämpfte das schwarzhaarige Mädchen die aufsteigende Panik nieder, schloß die Augen und preßte die Lider so fest aufeinander, daß es weh tat und farbige Kreise vor ihren Augen erschienen. Ihr Herz schlug noch immer wie rasend, aber zumindest im Moment hatte sie sich noch weit genug in der Gewalt, die Panik ein letztes Mal zurückzudrängen.

Als sie die Augen öffnete, war der See wieder normal. Die Geräusche, die sie umgaben, waren die des Wassers, mehr nicht, und das einzige,

vor dem sie Angst haben mußte, war ihre eigene Furcht.

Aber sie wußte, daß das nicht so bleiben würde. Der Anteil von Grau in der Farbe des Himmels war größer geworden, und hinter den Wolken war eine verwaschene helle Scheibe aufgetaucht.

Der Mond. Bald würde das Licht der Sonne vollends erlöschen, der Mond würde herrschen wie ein böses kaltes Auge, und kurz darauf würde er erscheinen.

Dann würde sie sterben.

Jennifer dachte es ganz kalt. Sie war vor drei Wochen neunzehn geworden – eigentlich noch ein Kind, wenn man ihren Eltern glauben wollte – und vielleicht war sie einfach zu jung, um zu begreifen, was das Wort Tod bedeutete. Sie hatte keine Angst davor. Sie hatte ihre eigene Philosophie, schon seit langer Zeit, und alles, was sie empfand, war eine gelinde Neugier, ob – und wenn ja, was – es danach geben würde.

Aber sie hatte panische Angst vor dem Sterben, vor dem, was er mit ihr tun würde, vor dem, was kommen würde, obwohl sie gar nicht wußte, was. Aber das war ja gerade das Schlimme. Die Ungewißheit. Die Schrecken, die ihr die eigene Phantasie vorgaukelten.

Sie spürte, wie sich das hektische Pochen ihres Herzens beruhigte, sah noch einmal in den Himmel und stellte voller Schrecken fest, daß sich in das Grau jetzt ein sanfter Schimmer von Schwarz gemischt hatte. Noch Minuten, und die ersten Sterne würden wie kleine Leuchtkäfer am Himmel erscheinen, und dann –

Wieder wollte Panik wie eine graue Woge aus ihrem Inneren aufsteigen, und wieder kämpfte sie das Gefühl nieder.

Aber diesmal kostete es sie sehr große Anstrengung, und zurück blieb eine Furcht, die wie das Fieber einer Krankheit in ihren Eingeweiden wühlte.

Es wurde jetzt rasch dunkel. Von Westen – vom Meer her – trieben schwarze Wolken wie rauchige Fäuste heran, und obgleich sie so lag, daß ihr der Bootsrand den Blick auf den See verwehrte, wußte sie, daß seine Oberfläche jetzt gekräuselt und vom Wind zu einem Muster aus Millionen ineinanderlaufender Kreise gemacht wurde. Es hatte einmal eine Zeit gegeben – und sie lag noch nicht einmal sehr lange zurück – da hatte sie diesen Anblick geliebt. Manchmal war sie sogar die drei Meilen vom Dorf her heraufgekommen, nur um diesen

flüchtigen Augenblick zwischen Dämmerung und Nacht zu erleben, den kurzen Moment, in dem sich Licht und Dunkelheit zu einer verzauberten Welt vermischten.

Aber das war gewesen, bevor sie das Geheimnis von Loch Firth kennengelernt hatte.

Bevor die Angst Einzug in ihr Leben gehalten hatte.

Ein eisiger Windhauch strich säuselnd über den See, und wieder schaukelte das Boot wie von unsichtbaren Händen bewegt auf den Wellen. Diesmal war sich Jennifer nicht mehr sicher, ob das Kratzen und Schaben, das sie zu hören glaubte, wirklich nur ihrer Einbildung entsprang. Sie hatte gehört, daß er erst kommen würde, wenn der Mond vollends aufgegangen war – aber wer sagte ihr, daß das stimmte? Vielleicht war er schon da, lauernd und unsichtbar, verborgen hinter den dichter werden Schatten der Nacht und auf eine Gelegenheit wartend, sie zu packen und zu sich herabzuziehen in die eisigen schweigenden Tiefen seines Reiches.

Noch einmal bäumte sich Jennifer mit aller Kraft gegen die Fesseln auf, zerrte und zog mit aller Macht an den verdrillten Hanfschnüren, die ihre Gelenke banden.

Dann riß einer der Stricke. Plötzlich waren ihre Füße frei und schlugen hart gegen den Bootsrand. Die Erschütterung ließ das kleine Schiffchen noch stärker schaukeln. Ein Schwall eisigen Wassers schwappte über seine niedrige Bordwand, durchnäßte Jennifer bis auf die Haut und drang ihr in Mund und Nase.

Aber der Schock, mit dem das Wasser wie eine Hand in ihr Gesicht klatschte, wirkte wie eine Ohrfeige. Jennifer hustete, setzte sich umständlich auf und spie Wasser und bittere Galle aus. Jetzt, da ihre Beine frei waren, konnte sie auch die Stricke abstreifen, die sie am Boden des Bootes gehalten hatten. Mit der Kraft der Verzweiflung warf sie sich herum, schüttelte die Hanfschnüre ab und hob die gefesselten Hände an den Mund. Wie besessen zerrte sie mit den Zähnen an ihren Fesseln, riß sich dabei die Lippen blutig und spürte den Schmerz nicht einmal.

Irgendwo hinter ihr erscholl ein helles, lang anhaltendes Platschen.

Jennifer erstarrte. Ihr Herz schien für eine schreckliche, endlose Sekunde auszusetzen und dann schneller und unrhythmisch weiterzuhämmern. Entsetzt fuhr sie herum. Ein heller, halb erstickter Schrei kam über ihre Lippen, während der Blick ihrer geweiteten

Augen über den See raste. Die Nacht war vollends hereingebrochen, und der See erstreckte sich wie eine Ebene aus stumpfem Silber vor ihr, tausendemal größer, als sie ihn in Erinnerung hatte. Schatten huschten über seine Oberfläche, und plötzlich waren da Wellen, die nicht sein durften, eine Bewegung, die anders und machtvoller war als die des Windes. Etwas am Schaukeln des Bootes änderte sich, der See schien zu beben, und mit einem Male spürte sie, wie sich etwas Großes, unglaublich Machtvolles dem Boot näherte.

Jennifer schrie. Plötzlich war der Rest ihrer Selbstbeherrschung dahin, alles, was sie noch empfand, waren Angst und Grauen und eine Panik, die jeden vernünftigen Gedanken erstickte. Er war da!

Das Boot erzitterte, als irgend etwas unten gegen seinen Rumpf stieß. Jennifer schrie abermals, stemmte sich in die Höhe – und ließ sich über die Bordwand fallen.

Das Wasser schlug wie eine eisige Decke über ihr zusammen. Sie wußte, daß sie es nicht schaffen würde, im gleichen Moment, in dem sie ins Wasser eintauchte und die Kälte fühlte. Sie war eine ausgezeichnete Schwimmerin, aber ihre Hände waren noch immer gefesselt, und das Wasser war so kalt, daß sich jeder einzelne Muskel in ihrem Körper zu verkrampfen schien.

Blindlings warf sie sich herum, strampelte mit den Beinen und bekam den Kopf über Wasser. Sie wollte atmen, aber die Kälte lähmte sie. Ihr Mund stand weit offen, aber sie bekam keine Luft, und die schwarze Tiefe unter ihr schien sie herabzuziehen wie eine unsichtbare Faust.

Und dann berührte etwas ihren Fuß.

Die Berührung brach den Bann. Jennifer schrie auf, bekam für eine halbe Sekunde Luft und tauchte abermals unter. Bitter schmeckendes, eisiges Wasser drang in ihren Mund. Sie kam mit einer verzweifelten Anstrengung noch einmal an die Wasseroberfläche.

Das Ufer lag wie ein schwarzer Tuschestrich in der Nacht vor ihr, Meilen entfernt, wie es ihr vorkam. Vielleicht nur ein paar hundert Fuß in Wirklichkeit, aber genausogut hätten es zehntausend Meilen sein können. Ihre Kräfte erlahmten bereits. Die aneinandergebundenen Hände schienen sie wie Zentnerlasten in die Tiefe zu zerren, und die Kälte kroch auf unsichtbaren Spinnenbeinen in ihren Körper. Selbst, wenn ihre Hände nicht gefesselt gewesen wären, würde sie ertrinken, lange bevor sie das rettende Ufer erreichte.

Und trotzdem erschien ihr dieser Gedanke mit einem Male verlockend.

Vielleicht war es besser so. Ein schneller Tod, eine Minute der Agonie, nach der sie in das große Vergessen sinken würde, seinem Zugriff und dem Schrecken, den er für sie bereit hielt, entzogen. Vielleicht war der Tod die Erlösung, die einzige Flucht vor ihm, die ihr blieb.

Es kostete sie all ihre Kraft, es zu tun. Sie hatte nicht geglaubt, daß es so schwer sein würde. Aber sie hatte auch nicht geglaubt, daß sie den Mut aufbringen würde.

Sie atmete aus, hob die Hände aus dem Wasser und über den Kopf und ließ sich in die Tiefe sinken.

Dunkelheit und Kälte umgaben sie wie ein schweigendes Grab. Sie spürte, wie sie in die Tiefe sank, tiefer und tiefer hinab in das eisige Schweigen des Sees, wie das Wasser in ihren Mund und ihre Nase drang. Farbige Kreise erschienen vor ihren Augen, und irgendwo in ihrer Brust erwachte ein sonderbares Gefühl der Endgültigkeit. Fast fühlte sie Triumph. Sie würde sterben, aber sie war ihm entkommen.

Plötzlich war etwas neben ihr. Etwas Großes, das unsichtbar hinter der Schwärze des Wassers gelauert hatte, und plötzlich fühlte sie sich gepackt und in die Höhe gerissen. Eine weiche, starke Hand schmiegte sich um ihren Hals, zerrte sie nach oben und zwang ihren Kopf über die Wasseroberfläche. Sie sah nichts, nichts außer kochendem Wasser und Schatten, die ihrer eigenen Phantasie entsprangen, aber sie spürte, wie irgend etwas an ihrem Leib entlang tastete, auf ihren Magen drückte und sie zwang, wieder zu atmen. Verzweifelt trat sie unter Wasser um sich, spürte einen weichen, schwammigen Widerstand und schrie erneut auf, als sie von unsichtbaren Händen in die Höhe gehoben und gehalten wurde, so daß sie atmen mußte, ob sie wollte oder nicht.

Etwas tastete nach ihren Händen, glitt beinahe sanft über die Stricke, die ihre Gelenke aneinanderbanden – und zerriß sie. Dann war der Widerstand verschwunden, das unsichtbare Etwas, das sie gerettet und befreit hatte, versank wieder in der Tiefe des Sees, und sie spürte wieder die saugende Kraft des eisigen Wassers.

Instinktiv warf sie sich nach vorn, machte mit Armen und Beinen ungeschickte Schwimmbewegungen und atmete tief und gierig ein. Der See drehte sich vor ihren Augen wie in einem irrsinnigen Tanz, die schwarzen Regenwolken am Himmel schienen zu kochen, und die Kälte betäubte sie fast, aber irgendwo in ihrem halb erloschenen Bewußtsein hatte sich der Gedanke festgesetzt, daß sie gerettet war, daß er ihr Opfer nicht wollte. Er hatte sie berührt und begutachtet

und abgelehnt, und sie würde weiterleben, wenn es ihr gelang, das Ufer zu erreichen, bevor die Kälte sie vollends lähmte.

Allmählich fanden ihre Muskeln wie von selbst in den gewohnten Rhythmus der Schwimmbewegungen. Sie bewegte sich schneller und atmete gezwungen ruhig ein und aus. Das Ufer kam näher, zwar langsam, aber sichtbar. Noch hundert dieser unendlich mühsamen Schwimmzüge, und sie war gerettet.

Der Wind frischte auf, als sie noch zwanzig Yards vom Ufer entfernt war. Das Wasser kräuselte sich stärker, und plötzlich fuhr eine Bö wie eine unsichtbare Faust unter die Wolken und zerriß die schwarze Decke, die sie über dem See gebildet hatten. Groß und rund wie ein bleiches, pupillenloses Riesenauge stand der Mond am Himmel.

Jennifer begriff den grausamen Irrtum, dem sie erlegen war, erst, als sie die Bewegung unter sich spürte und das Wasser vor ihr zu schäumen begann. Aber ihr blieb nicht einmal mehr Zeit, zu schreien.

Es waren die gleichen, unmenschlichen starken Hände, die sie gerettet hatten, die sie jetzt in die Tiefe zogen.

* * *

Vor den Fenstern des Hauses am Ashton Place dämmerte der Morgen. Der große, von einer doppelten Reihe sorgsam gestutzter Bäume gesäumte Platz in einem der vornehmsten Londoner Wohnviertel lag noch verschlafen da. Hinter einigen Fenstern brannte bereits Licht, meistens in den unteren, halbwegs im Keller liegenden Räumen, in denen die Dienerschaft das Frühstück vorbereitete oder einfach noch eine Weile plauderte, bis ihre Herrschaften erwachten und der gewohnte Tagesablauf beginnen würde. Hier und da kräuselte sich dünner grauer Rauch aus den Kaminen, aber sonst zeigte sich nirgends eine Spur von Bewegung. Über dem sorgsam gekehrten Kopfsteinpflaster des Platzes lag ein klammer Nebelhauch wie ein letzter Gruß der Nacht. Nicht einmal die Tauben, die normalerweise als erste mit ihrem unablässigen Gurren und Schimpfen die Sonne begrüßten, waren an diesem Morgen zu sehen. Es war, als hätte der Tag verschlafen.

Das leise Geräusch der Tür drang wie ein Laut aus einer anderen Welt in meine düsteren Gedanken und ließ mich aufsehen. Es war Mary, meine Haushälterin. Sie sah so übernächtigt aus, wie ich mich fühlte, aber auf ihren bleichen Zügen lag ein Lächeln, und der Anblick der

dampfenden Kaffeekanne, die sie zusammen mit zwei Tassen und einer silbernen Zuckerschale auf einem Tablett vor sich hertrug, hob meine Stimmung wenigstens um eine Kleinigkeit.

Ich raffte mich dazu auf, ihr Lächeln zu erwidern, ließ die Gardine fahren und trat vom Fenster zurück. Erst jetzt fiel mir auf, wie kühl es im Zimmer war. Obwohl der Kalender erst Ende September anzeigte, wurden die Nächte bereits empfindlich kalt, und das Feuer im Kamin war heruntergebrannt, während ich am Fenster gestanden und hinausgestarrt hatte. Fröstelnd ging ich vor dem fast erloschenen Kamin in die Knie, legte einen neuen Scheit in die Glut und rieb die Hände ineinander.

»Sie haben wieder nicht geschlafen, Robert«, sagte Mary vorwurfsvoll. Porzellan klirrte, und als ich aufstand und mich herumdrehte, war sie gerade dabei, die zweite Tasse mit dampfend-heißem Kaffee zu füllen.

»Doch«, log ich. »Ich bin nur früh aufgestanden.« Ich setzte mich, griff nach der Tasse und nippte vorsichtig an dem heißen Getränk. Mary ließ sich auf den zweiten Stuhl vor dem kleinen Tischchen nieder und sah mich mit einer Mischung aus Vorwurf und Sorge an. Ich war froh, daß sie da war. Mary Winden war viel mehr für mich als eine Haushälterin oder ein weiblicher Majordomus. Sie war einer der ganzen wenigen Menschen, für die ich Zuneigung empfand und die dieses Gefühl erwiderten.

»Sie haben kein Auge zugetan«, sagte sie streng. »Das Licht hat die ganze Nacht gebrannt –

»Ich schlafe oft bei Licht«, sagte ich, aber Mary fegte meine Worte mit einer fast ärgerlichen Handbewegung zur Seite.

» und ich habe während der ganzen Nacht Ihre Schritte gehört«, fuhr sie unbeeindruckt fort. »Sie bringen sich um, Robert, ist Ihnen das klar?«

»Und wenn«, murmelte ich. »Ich glaube nicht, daß es ein großer Verlust für die Menschheit wäre.« Ich lächelte schief, als ich sah, wie es in Marys Augen aufblitzte, beugte mich vor und nippte wieder an meinem Kaffee. Das Getränk war so heiß, daß ich seinen Geschmack nicht einmal spürte, und ich hatte in den letzten Tagen zu viel davon in mich hineingeschüttet, als daß er noch eine irgendwie geartete belebende Wirkung gehabt hätte.

»Macht es Ihnen großen Spaß, sich in Selbstmitleid zu ergehen?« fragte Mary plötzlich. »Oder ist es einfach nur Feigheit?«

»Wie… meinen Sie das?« fragte ich verwirrt. Marys plötzliche Aggressivität überraschte mich. Ich hatte sie als zwar energische, aber doch durch und durch sanftmütige Frau kennengelernt, über deren Lippen kaum je ein böses Wort kam.

»Das wissen Sie sehr gut, mein Junge«, sagte sie scharf. »Seit nahezu zwei Wochen verbarrikadieren Sie sich in diesem Zimmer, leben nur von Kaffee und Tabletten und richten sich selbst zugrunde.« Mit einer zornigen Geste deutete sie auf die Bücher und Manuskripte, die sich in fast meterhohen Stapeln auf dem Boden, dem Schreibtisch und jedem nur erdenklichen freien Fleck gesammelt hatten.

»Ich weiß nicht, was Sie da tun«, fuhr sie fort, »aber was immer es ist, Sie werden es nicht zu Ende führen, wenn Sie sich vorher umbringen.«

»Was ich tue?« Ich leerte meine Tasse und hob abwehrend die Hand, als Mary nachschenken wollte. »Ich suche, Mary«, sagte ich. »Ich suche nach einem Hinweis, einer Möglichkeit –

»Suchen Sie sich ein Bett und schlafen Sie sechsunddreißig Stunden aus«, fiel mir Mary ins Wort. »Vielleicht haben Sie dann mehr Erfolg.«

Ich starrte sie an, aber mit Augen, die seit Tagen kaum mehr Schlaf gefunden haben und vor Müdigkeit ständig von selbst zufallen wollen, starrt es sich schlecht, und Mary hielt meinem Blick gelassen stand. Ich konnte ihr nicht einmal böse sein. Sie meinte es gut, und sie wußte ja nicht, wonach ich suchte, und warum.

Nun, was das wonach anging, wußte ich es selbst nicht einmal. Einen Hinweis. Irgendeine versteckte Andeutung, vielleicht nur ein Wort, dessen Bedeutung mir bis jetzt entgangen war.

»Sie verstehen das nicht, Mary«, murmelte ich.

»Glauben Sie?« fragte sie gereizt. »Sie scheinen zu glauben, daß in meiner Brust ein Stein ist, wo das Herz sein sollte. Wofür halten Sie mich – für blind oder herzlos? Sie sind seit zwei Wochen zurück, und seit der gleichen Zeit sind Howard und Rowlf verschwunden. Und warum auch immer, Sie geben sich die Schuld daran.«

Ich verzichtete auf eine Antwort. Es wäre ziemlich lächerlich gewesen, Mary belügen zu wollen. Aber sie kannte nur einen Teil der Wahrheit. Es stimmte, daß ich mir die Schuld an Howards Verschwinden gab, denn letztendlich war ich es gewesen, der ihn auf die Spur der Albinoratte gesetzt hatte, auf eine Expedition, von der weder er noch Rowlf zurückgekehrt waren. Aber das war es nicht allein. Es gab da

noch zwei Namen, zwei Gesichter, die mir nicht aus dem Sinn gingen: Lady Audley McPhaerson und Shadow.

Ich hatte versucht, sie zu vergessen, mit aller Macht, aber ich hatte eher das Gegenteil erreicht. Ihr Anblick schien allgegenwärtig. Der Gedanke, Schuld an ihrem Tod zu sein, war unerträglich. In den letzten Tagen hatte das Bild ihrer beiden Gesichter und der stumme Vorwurf in den Blicken, mit denen sie mich anzustarren schienen, begonnen, mich selbst in meine Träume zu verfolgen. Das war der wirkliche Grund, weswegen ich kaum noch schlief.

Ich hatte Angst davor.

Angst, alles noch einmal zu erleben, die schreckliche Szene am Fuße des Kraterwalles noch einmal durchleben zu müssen, immer und immer und immer wieder. Lady Audley hatte mir vertraut, bis zum letzten Moment, und sie war in meinen Armen gestorben. Und Shadow hatte ihr Leben geopfert, um meines zu retten. Es war nicht einmal das erste Mal, daß so etwas geschah.

»Sie müssen endlich aufhören, sich selbst zu quälen, Junge«, fuhr Mary fort, als ich auch nach einer Weile noch keine Anstalten machte, zu antworten. »Mit Selbstvorwürfen helfen Sie niemanden. Auch Howard und Rowlf nicht.«

»Es sind keine Selbstvorwürfe, Mary«, antwortete ich ernst. »Ich wollte, sie wären es. Aber es ist die Wahrheit. Es ist ein Fluch, Mary. Mein Fluch!«

»Unsinn«, widersprach sie, aber diesmal ließ ich ihre Worte nicht gelten.

»Es ist kein Unsinn«, sagte ich, heftiger, als nötig gewesen wäre. »Ich weiß nicht, was es ist, aber ich scheine Unglück zu verbreiten wie ein tollwütiger Hund seine Krankheit. Jeder, mit dem ich zusammentreffe, kommt auf die eine oder andere Weise zu Schaden oder verschwindet.«

»Sie haben Pech gehabt, Robert«, begann Mary, aber ich ließ sie nicht weiterreden.

»Pech?!« Ich schrie fast. »Pech, Mary? Ein Pech, wie es Priscylla hatte, als sie den Fehler beging, sich ausgerechnet in mich zu verlieben? Oder Shannon, der dumm genug war, mich zu retten, statt mich umzubringen? Oder Lady McPhaerson, die so verrückt war, zu glauben, ich könnte ihr helfen. Ausgerechnet ich?« Ich ballte die

Faust, schüttelte ein paarmal hintereinander den Kopf und ließ die Hand so fest auf den Tisch klatschen, daß die Kaffeetassen zu klirren begannen. Erschrocken setzte ich mich wieder auf und wischte die Kaffeetropfen, die auf die Platte geraten waren, mit dem Jackenärmel fort. Mary runzelte tadelnd die Stirn.

»Das hat nichts mehr mit Pech zu tun, Mary«, sagte ich, etwas leiser, aber noch immer sehr erregt. »Sehen Sie denn nicht das System darin? Ich selbst scheine immun zu sein, aber wer immer längere Zeit in meiner Nähe ist, geht auf die eine oder andere Weise zugrunde.«

»Bis jetzt fühle ich mich noch ganz lebendig«, konterte Mary.

»Und was ist mit Ihrer Tochter?« fragte ich spitz. Meine Worte taten mir fast augenblicklich leid, denn ich sah, wie Mary zusammenfuhr und heftig die Lippen aufeinanderpreßte. Ich kam mir gemein vor. Es ist nicht besonders tapfer, alte Wunden aufzureißen. Schon gar nicht bei einem der wenigen Menschen, die wirklich uneingeschränkt auf meiner Seite standen. Aber auch das schien irgendwie dazu zu gehören. Ich bezeichne mich nicht als Heiligen, nicht einmal als besonders guten Menschen, aber ich wache auch nicht jeden Morgen mit dem festen Vorsatz auf, jeden, der mir über den Weg läuft, vor den Kopf zu stoßen. Und trotzdem tat ich es immer wieder, ohne es zu wollen.

»Es tut mir leid«, sagte ich leise.

Mary winkte ab. »Schon gut, Robert, Sie haben ja recht. Vielleicht sollte ich mich nicht in Dinge mischen, die mich nichts angehen.«

Ihre Worte trafen mich wie glühende Pfeile. Ich hatte ihr weh getan, sehr weh, und das war so ungefähr das Letzte, wonach mir der Sinn stand.

»Wie... geht es Ihrer Tochter überhaupt?« fragte ich.

Mary versuchte zu lächeln, aber es wirkte sehr gezwungen. »Gut«, sagte sie. »Sie hat letzte Woche geschrieben. Das Internatsleben scheint ihr zu bekommen.« Aber ihr Blick war starr, als sie diese Worte sprach, und was immer sie dabei sah – ich war es nicht. Plötzlich stand sie auf und begann beinahe hektisch, Tassen und Kanne wieder auf ihr Tablett zu laden.

Ich griff nach ihrer Hand und hielt sie fest. »Es tut mir leid, Mary«, sagte ich. »Verzeihen Sie.«

Ich hatte halbwegs damit gerechnet, daß sie ihre Hand zurückziehen würde, aber sie tat es nicht, sondern hielt meine Finger im Gegenteil nur noch fester und schenkte mir ein warmes, verzeihendes Lächeln. »Schon gut, Robert«, sagte sie. »Wir sind beide nervös. Ich habe Howard auch gemocht, wissen Sie?« Sie setzte das Tablett noch einmal ab und sah mich fragend an. »Was hat dieser Cohen gesagt?«

»Nichts, was uns weiterhelfen würde«, murmelte ich. »Sie haben seinen Bruder und die meisten dieser Rattenanbeter gefunden. Nur von Howard und Rowlf ist keine Spur zu entdecken. Aber sie suchen weiter.«

Mary wollte etwas erwidern, aber in diesem Moment erscholl die Türglocke, und ich fuhr wie unter einem Hieb zusammen. In den letzten Tagen reagierte ich extrem auf alles Unerwartete. Meine Nervenkraft war wirklich am Ende.

»Wer mag das sein?« wunderte sich Mary. »Um diese Zeit? Es ist nicht einmal fünf.«

Ich zuckte mit den Schultern, ging zur Tür und strich mir automatisch mit den Händen über die Jacke, obgleich das bei einem Gehrock, den ich seit vier Tagen nicht vom Leibe genommen und in dem ich stundenweise geschlafen hatte, ein recht aussichtsloses Unterfangen war.

Charles, der die Stelle des alten Henry als Majordomus eingenommen hatte, war bereits an der Tür, als ich in die Halle kam.

Das helle Licht blendete meine überreizten Augen, so daß ich den morgendlichen Besucher nur als finsteren Umriß sehen konnte, als Charles die Tür öffnete. Aber mehr war auch nicht nötig, denn ich erkannte ihn im gleichen Moment, in dem er die Hand an den Hut hob und Charles begrüßte. Ich würde seine Stimme niemals im Leben vergessen, denn er war dabei gewesen, als dieser ganze schreckliche Alptraum begann.

Abrupt blieb ich stehen und starrte den stämmigen, in einen zerschlissenen grauen Mantel gekleideten Mann an. »Bannermann!«

Der ehemalige Kapitän der Lady of the Mist nickte, nahm seinen Hut ab und trat an Charles vorbei ins Haus. Als er näher kam, sah ich, daß er sich verändert hatte; weitaus stärker, als es in den über zwei Jahren seit unserer letzten Begegnung normal gewesen wäre. Er wirkte bleich, was noch an der frühen Stunde oder einer Nacht mit zu wenig Schlaf liegen mochte. Aber er hatte auch abgenommen, und in seinem

Gesicht waren tiefe, scharf wie Narben gezeichnete Linien erschienen, die ich damals nicht bemerkt hatte. Ein stummer Vorwurf lag in seinem Blick, dazu ein Ausdruck von Schmerz, der sich über unzählige lange Monate hineingegraben haben mußte.

Ich wurde mir der Tatsache bewußt, daß ich ihn anstarrte, löste mich mit einem verlegenen Lächeln von meinem Platz an der Treppe und streckte ihm die Hand entgegen. Bannermanns Haut fühlte sich kalt und klebrig an, als hätte er Fieber.

»Bannermann!« sagte ich noch einmal. »Kapitän Bannermann – welche Freude, Sie endlich wiederzusehen. Welcher Wind hat Sie zurück nach London getrieben?«

Bannermann starrte mich an, und als ich seinem Blick begegnete, schauderte ich. Es war der Blick eines Verzweifelten.

»Ich brauche Ihre Hilfe, Craven«, antwortete er.

* * *

Thruman setzte das Fernrohr ab und schob es zusammen, ohne den Blick vom Meer zu nehmen. Der Sturm, der das kleine Küstenpatrouillenschiff während der letzten zwei Tage und drei Nächte gebeutelt hatte, war mit dem ersten Licht des Tages zu einer zwar noch immer steifen, aber nicht mehr gefährlichen Brise abgeflaut, und verglichen mit dem grauen Schäumen und Toben, durch das die Silver Arrow während der vergangenen beinahe sechzig Stunden gestampft war, lag das Meer fast ruhig da.

Was nicht bedeutete, daß es wirklich ruhig war. Jemandem, der zum ersten Mal in seinem Leben einen Fuß auf die Planken eines Schifffes gesetzt hätte, wäre das Schaukeln und Wiegen der Arrow wie ein wütendes Aufbäumen vorgekommen, und der Wind riß noch immer eisiges Salzwasser von der Meeresoberfläche hoch und hüllte das Schiff in eine Wolke aus Kälte und alles durchdringender Feuchtigkeit.

Kapitänleutnant Thornton Thruman nahm das alles nur am Rande wahr; mit einem winzigen Teil seines Bewußtseins, der beinahe unabhängig von seinem normalen Denken und Handeln funktionierte. Sein Hauptaugenmerk galt dem Meer, genauer gesagt, einer ganz bestimmten Stelle weniger als eine halbe Seemeile leewärts der Arrow.

Thruman sah sich unschlüssig um, winkte seinen ersten Offizier heran

und zog das Glas wieder auseinander, als der Mann einen Schritt neben ihm stehenblieb, die Absätze zusammenknallte und zackig salutierte. Thruman zog eine Grimasse.

»Hören Sie gefälligst mit dem Quatsch auf, Mister Spears«, sagte er. »Wir sind hier nicht auf der Seeakademie, und auch nicht im Hafen. Hier – schauen Sie lieber dorthin und sagen Sie mir, was Sie sehen.«

Spears griff gehorsam nach dem Glas und blickte konzentriert in die Richtung, in die der ausgestreckte Arm des Kapitäns deutete. Thruman beobachtete aufmerksam seinen Gesichtsausdruck. Zuerst waren die Züge des IO schlaff und blaß wie immer, dann, ganz plötzlich, erschien ein zuerst überraschter, dann beinahe erschrockener Ausdruck darauf. Thruman unterdrückte im letzten Moment ein zufriedenes Nicken, als Spears das Glas absetzte und nun mit bloßem Auge nach Osten starrte.

»Was ist das?« murmelte er.

Thruman hob die Schultern. »Das weiß ich so wenig wie Sie, Mister Spears«, antwortete er. »Zuerst hielt ich es für ein Tier. Es haben sich schon Wale in diese Gewässer verirrt.«

»Ich weiß.« Spears nickte, ohne den Blick von dem grauschwarzen Schatten zu nehmen, der immer wieder hinter den Wellen verschwand und erneut auftauchte, ein ewiges auf und ab, das eine beinahe einschläfernde Wirkung auf jeden Betrachter hatte. »Aber dafür ist es zu groß. Ich kenne mich da aus, Sir.«

»Ich weiß. Deshalb habe ich Sie gerufen. Sie haben früher auf einem Walfänger gearbeitet, nicht wahr? Was könnte das sein?«

Spears wiegte unschlüssig den Kopf. »Ich habe keine Ahnung, Sir«, gestand er schließlich. »Es muß fast doppelt so groß sein wie der längste Blauwal, von dem ich je gehört hatte. Das Ding ist mindestens viermal so groß wie die Arrow. Vielleicht ein Riff, ein Felsen, der nicht auf den Karten verzeichnet ist.«

Thruman blickte ihn eine endlose Sekunde lang an, dann schüttelte er den Kopf und deutete auf den monströsen Schatten hinaus. »Es bewegt sich, Spears.«

Spears erschrak sichtlich. »Sind Sie... sicher, Sir?« fragte er. »Ich meine, die See ist unruhig, und –

»Ich bin sicher«, sagte er betont. »Ich beobachtete dieses Ding schon

die halbe Nacht hindurch. Es bewegt sich. Es hält immer den gleichen Abstand zur Arrow, Spears.« Er atmete ein, ganz in der Art, als wolle er weiterreden, besann sich aber dann anders und nickte nur bekräftigend. »Ich irre mich nicht, Spears. Das Ding bewegt sich. Mit der exakt gleichen Geschwindigkeit wie wir.«

Es gab etwas, was er nicht aussprach. Es war nicht nur die Größe dieses Dinges, die ihn beunruhigte. Er war sicher, daß es keiner der anderen bemerkt hatte, denn das knappe Dutzend Männer, das die gesamte Besatzung des kleinen Schoners bildete, hatte während der Nacht alle Hände voll zu tun gehabt, das Schiff gegen den Sturm zu legen und der berüchtigten Steilküste nicht zu nahe zu kommen. Aber er hatte es gesehen. Den Schatten. Seine Bewegung, gleichzeitig träge wie elegant, ein ungeheuer machtvolles Pflügen und Gleiten immer dicht unter der Wasseroberfläche. Und das Licht. Drei oder viermal hatte er einen schwachen, aber trotzdem deutlichen Lichtschein gesehen, einen Punkt grünlichgelber, flackernder Helligkeit dicht unter der Wasseroberfläche.

Aber das sprach er lieber nicht aus.

»Seetang«, sagte Spears plötzlich.

Thruman schrak aus seinen Gedanken hoch, blinzelte einen Moment verstört und sah den IO fragend an. »Wie meinen Sie das?«

»Es kommt vor«, antwortete Spears, noch immer aus eng zusammengekniffenen Augen nach Osten starrend. »Nicht in diesem Teil der Welt und auch nicht sehr häufig. Aber es kommt vor. Manchmal bilden sich gewaltige schwimmende Inseln aus Seetang, so groß wie eine Stadt. Haben Sie schon einmal von der Sargasso-See gehört?«

Thruman lächelte verzeihend. »Ich bin in Ihren Augen vielleicht nur ein Süßwassermatrose, IO«, sagte er. »Aber ich kann lesen.«

Der Offizier schluckte nervös, schien plötzlich nicht mehr zu wissen, wohin mit seinen Händen, und rettete sich in ein gequältes Lächeln. »Es tut mir leid, Sir. Ich wollte Sie nicht beleidigen.«

Thruman winkte ab. »Schon gut. Sie denken also, es könne sich um Seetang handeln?«

»Ich... weiß nicht, Sir«, stotterte Spears, der über seine eigene Idee plötzlich gar nicht mehr so glücklich zu sein schien wie noch vor Sekunden. »Das Ding muß an die siebzig Yards messen.«

»Vielleicht wäre das eine Erklärung«, murmelte Thruman. »Sie haben den letzten Befehl aus London erhalten, nehme ich an. Wir sollen nach allem Ungewöhnlichen Ausschau halten. Es sind mehrere kleine Schiffe verschwunden seit dem Winter.«

Spears antwortete nicht, und nach einer Weile fuhr der Kapitän fort: »Diese Sargasso-See, Mister Spears… man sagt, daß schon Schiffe hineingeraten und so vom Tang umschlungen worden sind, daß sie nie wieder herauskamen. Stimmt das?«

»Ich habe keine Ahnung«, gestand Spears. »Aber wenn Sie meine persönliche Meinung hören wollen…«

»Das will ich«, sagte Thruman, als der IO nicht weitersprach.

»Seemannsgarn«, sagte Spears. »Eine kleine Segeljolle kann sich vielleicht darin verfangen, oder ein Ruderboot. Aber kein Schiff wie die Arrow. Nicht einmal eines der Fischerboote, die hier verschwunden sein sollen.« Er deutete mit einer Kopfbewegung auf die Steilküste Schottlands, die auf der anderen Seite des Schiffes wie ein weißer Kreidestrich zwischen Himmel und Meer sichtbar war. »Die Küste hier ist für ihre Strömungen und Tücken bekannt.«

»Ich weiß«, sagte Thruman seufzend. »Aber trotzdem… Befehl ist Befehl. Lassen Sie beidrehen, Mister Spears. Wir nehmen Kurs auf diese Erscheinung. Mal sehen, ob sie unserem Dieselmotor davonläuft.«

Spears salutierte hastig, fuhr herum und lief, schräg gegen den Wind geneigt, zur Brücke zurück. Thruman hörte ihn Befehle brüllen. Wenige Augenblicke später begann sich die stumpfe Nase mit einer täuschend langsamen Bewegung nach Osten zu drehen, genau auf den gewaltigen, langgestreckten Umriß eine halbe Meile entfernt zu. Kurz darauf begann das Deck unter seinen Füßen sanft zu beben, als das Patrouillenboot Fahrt aufnahm.

Ganz langsam kam der Schatten näher. Es war wie die Male zuvor – er entfernte sich von der Arrow und schien dabei ein Stück tiefer unter die Meeresoberfläche zu gleiten, aber Thrumans Rechnung schien aufzugehen. Der vollen Kraft der beiden supermodernen Dieselmotoren, die im Bauch der Arrow tuckerten, hatte die Erscheinung nichts entgegenzusetzen. Langsam, sehr sehr langsam, aber trotzdem unaufhaltsam, verringerte sich die Entfernung zwischen dem Patrouillenschiff und dem sonderbaren Ding.

Aus dem zerfaserten, scheinbar formlosen Schatten, der das Schiff die

ganze Nacht über begleitet hatte, wurde ein langgestreckter, gewaltiger Umriß. Thruman erschrak insgeheim, als er sah, daß Spears Schätzung eher zu vorsichtig gewesen war. Der Schatten war so breit, wie die Arrow vom Bug bis zum Achtersteven maß, und dabei gut fünfmal so lang wie sein Schiff. Mindestens achtzig Meter, schätzte er, wenn nicht mehr. Es gab auf der ganzen Welt kein Tier, das so groß war.

Keines, das der Wissenschaft bekannt gewesen wäre, verbesserte er sich in Gedanken. Die Meere waren groß und selbst heute noch zum Teil unerforscht, und in ihren lichtlosen Tiefen mochten Geschöpfe leben, die sich selbst die gewaltigste Phantasie nicht vorzustellen vermochte. Was, wenn das Ding da vorne nun keine schwimmende Tanginsel war, sondern ein Meeresungeheuer, das sie mit ihrer beharrlichen Verfolgung reizten? Er hatte Spears vorhin mit voller Absicht nicht die ganze Wahrheit gesagt. Zwei von den Schiffen, die in den letzten Wochen in diesem Teil Schottlands gesunken oder schlichtweg verschwunden waren, waren größer als die Arrow gewesen. Weitaus größer.

Aber es gab etwas, was sie nicht gehabt hatten.

Mit einer entschlossenen Bewegung drehte sich Thruman von der Reling weg, machte Spears oben auf der Brücke mit einer Handbewegung auf sich aufmerksam und deutete dann zuerst auf den Schatten, dann auf die wuchtige, mit wasserdichten Planen abgedeckten Haubitze am Bug des Schiffes. Spears schien einen unmerklichen Moment zu zögern, dann nickte er übertrieben pantomimisch, damit Thruman die Bewegung auch sah, und löste das Sprechrohr neben sich aus der Halterung.

Nicht einmal zwei Minuten später erschienen drei Männer an Deck, eilten zum Bug und begannen, das Geschütz feuerbereit zu machen. Das hochspritzende Wasser durchnäßte sie in wenigen Augenblicken bis auf die Haut, aber sie waren Männer, die wußten, was sie taten, und jeden Handgriff hundertmal geübt hatten.

Die Entfernung zwischen den fliehenden Schatten – denn anders konnte man sein Verhalten beim besten Willen nicht mehr benennen – und der Arrow war auf weniger als zweihundert Yards zusammengeschmolzen, als die Haubitze feuerbereit war. Aber Thruman zögerte noch. Sie waren dem Ding sehr nahe gekommen, und was er sah, verstörte ihn zutiefst. Es war ein Gigant, ein titanisches langgestrecktes Etwas wie ein ins Absurde vergrößerter Delphin, ohne sichtbare Flossen oder andere Fortbewegungsmittel, der

sich trotzdem mit fast unglaublicher Schnelligkeit zu bewegen wußte. Wenn es ein Tier war, dachte er, dann mußte es stark genug sein, ein Schiff wie die Arrow schlichtweg zu zermalmen.

Wenn er ihm die Chance dazu ließ. Für einen Moment dachte er noch an das halbe Dutzend Schiffe, das mitsamt seiner Besatzungen spurlos verschwunden war, dann hob er den Arm, sah den Mann an der Haubitze auffordernd an – und senkte mit einem Ruck die Hand.

Mit einem dumpfen Krachen entlud sich die Waffe. Das Geschoß raste in einer langgestreckten Parabel auf den Schatten zu, brach gischtend durch die Wasseroberfläche und traf ihn dicht hinter der Stelle, an der sein Schädel sitzen mußte; wenn er so etwas wie einen Schädel besaß. Einen Sekundenbruchteil später blitzte es zwanzig Fuß unter dem Meer grell auf, und dann nahm ein wahrer Vulkan von hochspritzendem Schaum und Wasser und wirbelnden silbernen Luftblasen Thruman und den anderen die Sicht.

Es war ein Blattschuß. Ein Treffer wie aus dem Lehrbuch, wie er genauer nicht mehr sein konnte. Ein dumpfer, berstender Ruck ging durch den Rumpf des Schiffes, und irgend etwas Gigantisches, Graues, schien sich hinter dem Vorhang aus kochendem Schaum aufzubäumen. Plötzlich begann das Meer zu zittern. Ein ungeheuerlicher Schatten huschte unter der Arrow hindurch, vollführte eine fast unmögliche Drehung und versank wie ein Stein. Die gewaltige Masse des Ungeheuers reichte, für Sekunden einen Sog zu erzeugen, der selbst die Arrow in Bewegung setzte. Das kleine Küstenboot legte sich auf die Seite, wurde nach vorne und herab gesogen und begann sich wie ein Kreisel zu drehen, ehe die Kraft der Dieselmotoren den Sog des Wassers brach und es stampfend und bockend zum Stillstand brachte.

Mühsam rappelte sich Thruman auf. Der plötzliche, mehrfache Ruck hatte nicht nur ihn von den Füßen gerissen, aber keiner seiner Männer schien ernsthaft verletzt zu ein, wie er mit einem raschen Blick feststellte. Einer von ihnen war sogar schon wieder dabei, die Haubitze neu zu laden, falls das Monstrum ein zweites Mal auftauchen sollte.

Allmählich beruhigte sich das hektische Schaukeln und Zittern des Schiffes. Das Meer schäumte noch immer, und aus der Tiefe stiegen unablässig große, glitzernde Luftblasen empor und zerplatzten rings um die Arrow – aber von dem Ungeheuer war keine Spur mehr zu sehen. Die Granate mußte es auf der Stelle getötet und zurück in das eisige dunkle Grab geschleudert haben, aus dem es auferstanden war.

Und gleichzeitig wußte Thruman, daß es nicht so war. Die Haubitze war eine gewaltige Waffe; ihre Granaten mochten in ihrer Wirkung fürchterlich genug sein, einen Elefanten zu töten, vielleicht sogar einen von Spears' Blauwalen. Aber ein Lebewesen von der fünffachen Größe der Arrow? Wie ein Jäger, der einer noch unsichtbaren Beute auflauert, spürte er einfach, daß das Ungeheuer noch da war, tief unter ihnen, verborgen und versteckt, aber lauernd.

Plötzlich erbebte das Schiff unter seinen Füßen wie unter einem Hammerschlag, er hörte Schreie, ein gewaltiges Rauschen und Klatschen, als breche etwas Riesiges unmittelbar hinter der Arrow durch die Meeresoberfläche, fuhr herum – und erstarrte vor Entsetzen.

Das letzte, was Kapitänleutnant Thruman in seinem Leben sah, war eine haushohe, wie eine Wand aus Glas nach vorn geneigte Bugwelle, hinter der ein gewaltiger, schwarzgrau glänzender Schatten heranraste und die Arrow unter sich zermalmte.

* * *

Wir waren hinaufgegangen – nicht in die Bibliothek, denn nach vier Tagen, in denen ich mich darin eingeschlossen und praktisch ununterbrochen gearbeitet hatte, glich sie eher einem Trümmerhaufen als einem bewohnbaren Zimmer – und Mary hatte uns frischen Kaffee gebracht, dazu ein Tablett mit belegten Broten, über die Bannermann ohne ein weiteres Wort hergefallen war, als wäre er ausgehungert. Und obwohl ich vor Neugierde schier aus den Nähten platzte, hatte ich mich geduldet und die Zeit genutzt, ihn eingehend zu mustern.

Sein Anblick erschütterte mich. Ich hatte Bannermann als zwar ernsten, aber durchaus lebensbejahenden Menschen in Erinnerung, als einen Mann, der vielleicht nicht glücklich war mit dem Platz, den ihm das Schicksal zugewiesen hatte, aber das Beste daraus zu machen verstand.

Jetzt saß ich einem körperlichen und seelischen Wrack gegenüber. Mein erster Eindruck, daß er krank sei, war falsch gewesen. Die dunklen Linien in seinem Gesicht waren Spuren, die Sorge und Not hineingegraben hatten, und das Feuer in seinen Augen brannte vor Verbitterung. Seine Hände zitterten unentwegt, und obwohl er vier oder fünf Tassen Kaffee in sich hineinschüttete, blieben seine Lippen trocken und rissig. Ich war nicht sehr überrascht, als er sein Frühstück beendet hatte und mich um einen Whisky bat.

Schweigend stand ich auf, füllte ein Glas und nahm vorsichtshalber die Flasche gleich mit zurück zum Tisch. Bannermann leerte den ersten Drink, schenkte sich das Glas erneut – und bis unter den Rand – voll und trank beinahe gierig. Als er meinen Blick bemerkte, stockte er für einen Moment. Aber nur für einen Moment.

»Wie lange trinken Sie schon?« fragte ich, als er sich den dritten Whisky eingoß.

Bannermann sah mich ernst an, nahm einen gewaltigen Schluck und drehte das Glas in den Fingern. »Seit ein paar Wochen«, sagte er. »Ich habe noch nicht viel Übung darin. Aber ich lerne es schon.« Er sah auf, starrte mich einen Moment lang an und verzog die Lippen zu einem schmerzlichen Lächeln. »Ich habe versucht, mich zu Tode zu trinken. Aber es geht nicht.«

Als er das Glas das nächste Mal ansetzte, griff ich nach seiner Hand und drückte sie herunter. Bannermann grunzte unwillig und versuchte meine Hand abzustreifen, aber ich schüttelte nur den Kopf, beugte mich vor und nahm ihm Glas und Flasche weg.

»Sie wollten etwas von mir«, sagte ich. »Schon vergessen, Bannermann?«

Bannermann griff nach dem Glas und funkelte mich ärgerlich an, als ich abermals abwehrte. »Zum Teufel, geben Sie die Flasche her, Craven«, raunzte er. »Ich brauche einen Schluck!«

Ich blieb stur. »Warum sind Sie gekommen, Bannermann?« fragte ich scharf. »Wollen Sie meine Hilfe oder meinen Whisky?«

»Beides«, murmelte Bannermann.

»Das geht nicht. Sie können die Flasche haben und damit verschwinden – oder Marys vorzüglichen Kaffee trinken und mit mir reden. Entscheiden Sie sich.« Ich verkorkte die Flasche, stand umständlich auf und trug sie fort. Bannermanns Augen schienen zu brennen, als ich zurück kam. Seine Finger spannten sich so fest um die Tischkante, als wolle er das Möbelstück zerbrechen. Plötzlich nickte er.

»Sie haben recht. Entschuldigen Sie, Craven. Es tut mir leid.«

»Was ist geschehen?« fragte ich. »Was ist mit Ihnen passiert, Kapitän?«

Bannermann schürzte die Lippen. »Vergessen Sie den Kapitän«, sagte

er. »Ich bin es nicht mehr.«

»Sie haben abgeheuert?« fragte ich überrascht.

Bannermann lachte rauh. »Nicht direkt. Ich habe mein Kapitänspatent zwar noch, aber es gibt im ganzen Empire keinen Reeder mehr, der mir noch sein Schiff anvertrauen würde.« Er schwieg einen Moment, und wieder schien sein Blick geradewegs durch mich hindurch zu gehen. Seine Kiefer preßten sich aufeinander.

»Ich bin am Ende, Craven«, sagte er. »Erledigt. Ich habe mein Schiff verloren. Mein Name steht ganz oben auf allen schwarzen Listen, die Sie sich denken können. Ich habe versucht, einen Job zu finden, aber niemand will mich mehr.«

Einen Moment lang blickte ich ihn verständnislos an. »Ich begreife nicht ganz, wovon Sie reden«, gestand ich schließlich. »Dr. Gray sagte mir, er hätte die Sache in Ordnung gebrächt, und –

»Ich spreche nicht von der Lady«, unterbrach mich Bannermann. »Ihr Anwalt hat sein Wort gehalten. Das Seegericht hat mich freigesprochen.«

»Das will ich hoffen«, murmelte ich. »Der Spaß hat mich genug Geld gekostet.«

»Geld?« Bannermann runzelte die Stirn.

Ich nickte. »Aber natürlich. Warum, glauben Sie wohl, hat die Reederei nicht auf einer vollständigen Aufklärung der Sache bestanden? Ich habe die Lady of the Mist bezahlt, bis auf den letzten Penny. Ganz abgesehen davon waren Sie unschuldig.«

»Wen interessiert das schon?« murmelte Bannermann.

»Ich werde mit Ihrer Reederei sprechen«, sagte ich. »Ich bin sicher, in dieser Angelegenheit etwas für Sie tun zu können. Schlimmstenfalls«, fügte ich mit einem nicht ganz echt klingenden Lachen hinzu, »kaufe ich Ihnen ein Schiff.«

Bannermann starrte mich an, und ich begriff, daß ich wieder einmal das falschestmögliche überhaupt gesagt hatte. In diesen Dingen begann ich ein gewisses Talent zu entwickeln.

»Geld«, murmelte er. »Sie gehören wohl auch zu den Menschen, die glauben, alles mit Geld erreichen zu können, wie?« Er spie das Wort

hervor, als wäre es eine Obszönität. »Zum Teufel, Craven, wenn ich Geld von Ihnen haben wollte, hätte ich Ihnen einen Brief geschrieben. Ich bin hier, weil ich am Ende bin. Ich... ich kann nicht mehr. Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll. Wenn es mir nicht gelingt, meine Unschuld zu beweisen, finde ich nicht einmal mehr einen Job als Parkwächter. Wissen Sie, was einem Kapitän passiert, der zweimal hintereinander sein Schiff und den größten Teil seiner Mannschaft verliert? Sie könnten die gesamte englische Flotte kaufen, Craven. Niemand würde mehr unter meinem Kommando fahren.«

»Was ist passiert?« fragte ich zum zweiten Mal.

Bannermann starrte mich an und schwieg, und nach einigen Sekunden stand ich auf, schenkte ihm noch einen Whisky ein. Seine groben Finger spannten sich so fest um das Glas, daß ich fürchtete, es würde zerbrechen. Aber er schüttete den Alkohol wenigstens nicht mehr in sich hinein wie Wasser, sondern trank langsam und fast bedächtig.

»Lesen Sie keine Zeitung?« fragte er plötzlich.

Ich verneinte. »Fast nie. Warum?«

»Sie wüßten, warum ich hier bin, täten Sie es«, antwortete Bannermann. »Es war vor... vor zweieinhalb Monaten. Ich habe ziemlich schnell wieder ein Kommando bekommen, nach der Geschichte mit der Lady, wissen Sie? Nichts Besonders, nur ein altersschwacher Schoner, der Bananen und Taranteln von Britisch Kolumbien nach Aberdeen brachte, aber es war ein Kommando. Wir waren dicht unter der Küste, keine zwei Stunden mehr vom Hafen entfernt, als wir in einen Sturm gerieten. Nicht besonders schlimm, aber heftig genug, um draußen zu bleiben. Ich wollte... abwarten, bis das Schlimmste vorbei war, und dann in aller Ruhe in den Hafen einlaufen.« Er stockte, trank wieder einen kleinen Schluck und fuhr sich nervös mit der Zungenspitze über die Lippen.

»Ich habe das Schiff verloren«, sagte er plötzlich. »Außer mir ist nur ein einziger Mann der Besatzung mit dem Leben davongekommen. Wir sind gesunken.«

»Der Sturm?« fragte ich leise.

Bannermann starrte mich an, trank nervös und schüttelte plötzlich den Kopf. »Nein... Sie… Sie sind der einzige, dem ich es erzählen kann. Der einzige, der mir glauben würde. Ich habe versucht, die Wahrheit zu sagen, aber sie halten mich für verrückt. Sie glauben, ich wäre ein Feigling und Versager. Sie denken, ich hätte alles erfunden, um mich

zu rechtfertigen.«

»Was sollen Sie erfunden haben?« fragte ich.

»Das Ungeheuer«, antwortete Bannermann.

* * *

»Ich weiß nicht, was es war«, begann Bannermann mit leiser, stockender Stimme. Sein Blick wich dem meinen aus, und seine Finger fuhren in einer unablässigen Folge kleiner, unbewußter nervöser Bewegungen über den Rand des Glases, das ich ihm gereicht hatte. Seltsamerweise trank er nicht mehr. Es schien ihm zu genügen, es in der Hand zu halten. »Zuerst dachten wir, es wäre ein Wal. Sie verirren sich manchmal in diese Gewässer, wissen Sie?«

Ich nickte, obwohl ich ganz und gar nichts wußte, aber Bannermanns Frage war ohnehin rein rhetorisch gewesen.

»War es einer?« fragte ich.

Bannermann lachte, hob nun doch das Glas an die Lippen, trank einen mächtigen Schluck und hustete. »Nein«, sagte er, nachdem sich sein Atem wieder beruhigt hatte. »Es... es kam näher, und da konnten wir sehen, wie groß es war. Viel größer als unser Schiff. Viel zu groß für einen Wal. Mein Gott, Craven, ich... ich habe niemals ein Lebewesen gesehen, das so verdammt groß war.«

»Wie groß?« fragte ich betont. »So groß wie –

»Wie das Ding, das die Lady vernichtet hat?« führte er den Satz zu Ende.

Ich nickte, und Bannermann schüttelte den Kopf.

»Nein. Es war größer, viel größer. Achtzig Yards, schätze ich. Wenn nicht mehr. Und es bewegte sich unglaublich schnell. Es... es kam näher wie ein Torpedo.«

»Sind Sie sicher, daß es ein Lebewesen war?« fragte ich.

Bannermann lachte rauh. »Was soll es sonst gewesen sein?« fragte er. »Es hat das Schiff ein paarmal umkreist. Es war riesig, groß wie ein Berg, aber es hat sich so elegant bewegt wie ein Delphin. Ein paarmal ist es untergetaucht und wieder hochgekommen. Und dann... dann...«

Er stockte, leerte sein Glas mit einem hastigen Zug und hielt es mir hin. Ich schüttelte den Kopf.

»Was dann?« fragte ich.

»Dann hat es das Schiff gerammt«, sagte Bannermann. Seine Stimme begann zu zittern, und als ich in seine weit aufgerissenen Augen blicke, begriff ich, daß er in diesem Moment alles noch einmal erlebte.

»Es... es ging alles so schnell«, sagte er. »Ich weiß nicht einmal, was wirklich passiert ist. Es gab einen Schlag, und dann brach das Schiff auseinander, einfach so, wie von einer Breitseite getroffen. Ich selbst stand vorne am Bug, als es passierte, zusammen mit McGillycaddy.«

»McGillycaddy?« unterbrach ich ihn.

»Der Mann, von dem ich Ihnen erzählt habe, Craven«, antwortete Bannermann. »Der einzige Überlebende, außer mir. Mein Zahlmeister. Wir wurden über Bord geschleudert, aber ich konnte deutlich sehen, wie das Ungeheuer das Schiff in die Tiefe gerissen hat. Es... es ist nichts übrig geblieben, Craven, buchstäblich nichts. Nicht einmal Trümmer.«

»Und die Besatzung?« fragte ich.

Bannermanns Miene verdüsterte sich. »Tot«, sagte er. »Sie müssen ertrunken sein. Ertrunken oder von diesem Monstrum verschlungen.«

Er sprach nicht weiter, und auch ich schwieg eine ganze Weile. Bannermann war niemand, der mit dem Entsetzen Scherze trieb. Und ich konnte ihm ansehen, daß er nicht log. Nein – er glaubte an das, was er sagte.

Was nicht hieß, daß es die Wahrheit war.

»Was geschah weiter?« fragte ich schließlich.

»Wir wurden gerettet«, sagte Bannermann. »Ich weiß selbst nicht genau, wie, aber McGillycaddy und ich schafften es, dem Ungeheuer zu entgehen. Ein Fischerboot kam und holte uns raus. Ich bin dann zur Hafenverwaltung gegangen.«

»Aber niemand hat Ihnen geglaubt«, sagte ich.

Bannermann nickte. »Natürlich nicht«, sagte er. »Niemand hat dieses Ding gesehen oder jemals von einem solchen Wesen gehört. Ich hätte

es selbst nicht geglaubt, wäre ich an ihrer Stelle gewesen.«

»Aber Sie hatten einen Zeugen«, erinnerte ich. »Diesen Macgullygally –

»McGillycaddy«, half Bannermann aus. »Lachen Sie nicht – er heißt wirklich so. Er war meine ganze Hoffnung. Er hat das Ding genauso gesehen wie ich; sogar noch deutlicher. Aber er ist verschwunden. Ich habe nach ihm gesucht, aber niemand hat ihn gesehen, seit wir an Land gegangen sind. Wahrscheinlich ist er vor Angst halb verrückt geworden und hat sich irgendwo verkrochen.«

»Und was geschah weiter?«

»Nichts«, murmelte Bannermann. »Es wird eine offizielle Untersuchung geben, heißt es. Aber ich kann mir denken, wie sie ausgeht. Sie haben keinen Hehl daraus gemacht, daß sie mir nicht glauben. Seither laufe ich durch die Gegend und versuche einen Job zu bekommen. Aber niemand gibt mir einen. Sie jagen mich davon, wenn sie nur meinen Namen hören, Craven. Sie behandeln mich wie einen Aussätzigen.«

»Und was wollen Sie jetzt von mir?« fragte ich sanft.

Bannermann starrte mich aus brennenden Augen an. »Ihre Hilfe, Craven«, sagte er. »Sie sind der einzige, der mir helfen kann. Sie... Sie wissen, daß es solche Dinge gibt. Sie haben Einfluß. Sie... Sie sind –«

»Ein Hexer?« unterbrach ich ihn scharf. »Sprechen Sie es ruhig aus. Was erwarten Sie von mir? Daß ich mit den Fingern schnippe und einen Zauberspruch sage, der alles wieder in Ordnung bringt?«

Meine Worte waren von unangemessener Schärfe und taten mir beinahe sofort wieder leid. Ich lächelte entschuldigend. »Tut mir leid, Kapitän«, fuhr ich fort. »Aber im Ernst: Was glauben Sie, sollte ich tun? Ich weiß, wie man das Wort Schiff schreibt, und damit hört meine Erfahrung mit der christlichen Seefahrt auch schon auf.«

»Sie sind der einzige, der mir helfen kann«, murmelte Bannermann. »Craven – ich beschwöre Sie! Ich bin erledigt, wenn es mir nicht gelingt, zu beweisen, daß dieses Ungeheuer existiert.«

»Und Sie glauben, ich könnte es?« Ich seufzte, schüttelte den Kopf und senkte für einen Moment den Blick. »Es tut mir leid, Bannermann«, fuhr ich fort. »Selbst, wenn ich wollte – ich kann London nicht verlassen. Nicht im Moment.«

»Ich brauche Ihre Hilfe, Craven«, sagte Bannermann. Seine Stimme klang nicht nur verzweifelt, sondern flehend. »Sie... Sie schulden es mir.«

Mit einem Ruck sah ich auf. Bannermanns Blick flackerte wie der eines Wahnsinnigen, aber er war trotzdem so fest, daß ich es nach einer Weile war, der das stumme Duell aufgab und wegsah.

Sie schulden es mir. Seine Worte schienen auf unheimliche Weise hinter meiner Stirn nachzuhallen.

O ja, ich schuldete es ihm. Ich schuldete ihm mehr, als ich ihm jemals geben konnte. Sein Leben hatte sich geändert, im gleichen Moment, in dem ich hineingetreten war.

Vielleicht hatte er recht. Ich hatte in den letzten Monaten immer nur genommen. Ich schuldete nicht nur Bannermann etwas, sondern beinahe jedem, mit dem ich in Berührung gekommen war, seit ich aus den Staaten nach England übergesiedelt war. Vielleicht war es an der Zeit, daß ich anfing, meine Schulden zurückzuzahlen.

* * *

Kälte umgab sie, eine Kälte, wie sie sie nie zuvor im Leben gespürt hatte, und gleichzeitig ein eigentümliches Gefühl des Schwebens und Gleitens. Irgend etwas Körperloses schien sie zu berühren, überall zugleich und doch nirgends, und als sie die Augen öffnete, war das einzige, was sie sah, eine fast stoffliche Dunkelheit.

Wieso lebte sie noch?

Sekundenlang überlegte Jennifer ernsthaft, ob das der Tod war, verwarf diesen Gedanken aber rasch wieder. Obwohl alles fremd und furchteinflößend in seiner Unverständlichkeit war, war es auf der anderen Seite doch wieder zu profan, zu lebendig, als daß es das Reich jenseits des Sterbens sein konnte.

Sie versuchte sich zu erinnern, aber die Bilder hinter ihrer Stirn wirbelten ziellos durcheinander und weigerten sich, eine sinnvolle Folge zu ergeben. Sie war über Bord gestürzt und hatte versucht, zu schwimmen, und dann waren die Hände gekommen und hatten sie herabgezerrt, hinunter in das Schweigen und die Eiseskälte des Sees.

Aber wieso lebte sie?! Schon die Kälte und der Druck, der auf dem

Grund dieses meilentiefen Schachtes herrschen mußte, hätten sie töten müssen, wäre sie nicht vorher schon ertrunken.

Wieder wurde sie sich der Kälte und des Gefühles einer unsichtbaren, aber sehr kraftvollen Berührung bewußt, und plötzlich erinnerte sie sich auch wieder, woher sie diese Empfindung kannte.

Schwimmen. Es war das Gefühl, in eiskaltem, unbewegtem Wasser zu sein.

Erschrocken hob sie die Hand ans Gesicht. Sie fühlte den Widerstand, als ihre Finger das Wasser teilten und ihre eiskalte, nasse Haut berührten, über ihre Wangen und ihr Kinn glitten, die Lippen ertasteten...

Ihr Herz schien mit einem schmerzhaften Schlag aus dem Takt zu geraten, als sie begriff, daß sie unter Wasser war, tief unten auf dem Grunde von Loch Firth, hunderte und aberhunderte von Fuß unter seiner eisigen glitzernden Oberfläche. Sie schwebte frei in einem grenzenlosen schwarzem Nichts, eingeschlossen von Wasser – Wasser, das ihren Mund füllte, das sie töten würde!

Jennifer unterdrückte im letzten Moment den Impuls, zu schreien. Ihre Gedanken überschlugen sich, Todesangst überschwemmte den winzigen Rest klaren Bewußtseins, der ihr geblieben war. Sie fuhr hoch, spürte, wie sie in der sanften Umarmung des Wassers zu schweben begann und stieß mit der Schulter gegen muschelverkrusteten Stein. Verzweifelt preßte sie die Kiefer aufeinander, hielt den Atem an, um bloß den winzigen Rest kostbarer Luft, der noch irgendwo in ihren Lungen sein mußte, nicht zu verschwenden, tastete im Dunkeln um sich und fühlte rauen Fels – die Decke einer unterseeischen Höhle, in die sie hineingezerrt worden war!

Wie von Sinnen fuhr sie herum, drehte sich fünf-, sechsmal um ihre eigene Achse und machte ziellose Schwimmbewegungen, prallte gegen eine Wand, wurde zurückgetrieben und griff abermals mit den Händen in die Schwärze. Plötzlich war der Stein verschwunden, der Fels wich eisigem, leicht bewegtem Wasser, und nach einigen hastigen Schwimmzügen sah sie einen verschwommenen hellen Fleck vor sich. Licht! Das Licht der Sonne, das grünlich durch die Wassermassen über ihr drang!

Mit aller Macht kraulte sie los.

Das Mädchen dachte in diesem Moment nicht mehr logisch. Hätte es

Zeit zum Überlegen gefunden, wäre ihm rasch klar geworden, daß es gar nicht mehr leben durfte. Seit ihrem Erwachen waren Minuten vergangen, Minuten, in denen sie längst hätte ertrinken müssen, und sie brauchte noch einmal endlose Minuten, um das Ende des unterseeischen Tunnels zu erreichen und sich mit einer kraftvollen Bewegung abzustoßen, dem grünlichen Licht und der Luft unendlich weit über ihr entgegen.

Ihr Herz hämmerte wie rasend. Sie atmete noch immer nicht, und der Druck auf ihre Brust stieg ins Unermeßliche, aber sie schwamm weiter, widerstand mit aller Macht den Impuls, den Mund zu öffnen und tief einzuatmen, denn sie wußte, daß es den Tod bedeutete, betete, daß der winzige Rest von Luft in ihren Lungen noch einige Sekunden reichen würde – und durchstieß die Wasseroberfläche mit solcher Macht, daß sie fast bis zu den Hüften aus den eisigen Fluten herausschoß und klatschend zurückfiel. Ihr Gesicht geriet abermals unter Wasser, und sie konnte noch immer nicht atmen, aber der Sekundenbruchteil hatte immerhin gereicht, ihr zu zeigen, daß das Ufer nur wenige Schwimmzüge entfernt lag.

Sie verlangte ihrem Körper noch einmal das Letzte ab und fühlte plötzlich rauhen, mit spitzem Lavagestein durchsetzten Kies und Sand unter Knien und Brust.

Sie richtete sich auf, taumelte mit letzter Kraft ans Ufer und brach auf dem feuchten Sand in die Knie. Mit einem erleichterten Schrei öffnete sie die Lippen und sog die lebensrettende Atemluft in die Lungen.

Es ging nicht.

So sehr sie sich auch anstrengte – sie konnte nicht atmen. Ihre Kehle war wie zugeschnürt, und der Druck auf ihre Brust wuchs ins Unerträgliche.

Vor Jennifers Augen begann die Welt zu verschwimmen. Sie fiel, rollte sich instinktiv herum und hob den Kopf so, daß ihr Gesicht über Wasser geriet, riß noch einmal mit aller Macht den Mund auf und versuchte, Luft in ihre Lungen zu füllen. Aber es ging noch immer nicht.

Schwarze Nebel begannen vor ihren Augen zu wogen. Sie spürte, wie ihre Kräfte erlahmten. Ihr Körper schien plötzlich Tonnen zu wiegen. Langsam sank sie zurück. Das Wasser stieg an ihren Wangen empor, umspülte ihr Gesicht wie eine seidige, streichelnde Hand, berührte ihre Lippen und floß, zuerst nur tropfenweise, dann schneller und

schneller, in ihren Mund.

Das ist der Tod, dachte sie. Das Schicksal hatte sie nicht verschont, sondern sich nur einen letzten Scherz mit ihr erlaubt, ein winziger Funke von Hoffnung, dem eine um so größere Enttäuschung folgte.

Jennifer gab endgültig auf. Die schwarzen Schleier vor ihren Augen verdichteten sich, und die Kraft floß jetzt so rasch aus ihrem Körper, als wäre irgendwo eine unsichtbare Schleuse geöffnet worden. Ein furchtbarer Schmerz pochte unterhalb ihres Herzens.

Irgendwo hatte sie einmal gelesen, daß es schneller ginge, wenn man sich nicht wehrte und den Kampf auf diese Weise abkürzte.

Mit aller Macht überwand sie den instinktiven Impuls, den Atem anzuhalten, öffnete noch einmal den Mund und sog das Wasser tief in die Lungen.

Und im gleichen Moment konnte sie atmen.

* * *

Zwei Tage und endlose Stunden voller kopfschmerzverursachender Diskussionen später standen wir vor dem Büro der Scotia -Reederei in Aberdeen. Wir waren nicht sofort aufgebrochen, wie Bannermann halbwegs gehofft haben mochte, sondern ich hatte einen weiteren Tag darauf verwandt, den ehemaligen Kapitän der Lady of the Mist in Marys Obhut zu entlassen, damit sie aus dem Wrack, als das er in meinem Haus erschienen war, wieder einen Menschen machte. Ich meinerseits hatte die Zeit genutzt, mich gründlich auszuschlafen – und gleichzeitig das, was man gemeinhin Beziehung nennt (und was in Wahrheit in den meisten Fällen schlichtweg Geld heißt) spielen zu lassen, um mehr über den geheimnisvollen Schiffsuntergang und seine Begleitumstände zu erfahren. Meine Anstrengungen hatten sich gelohnt. Ich hatte einiges in Erfahrung gebracht, was selbst Bannermann überrascht hätte. Nur ergab alles noch keinen rechten Sinn.

»Glauben Sie wirklich, es nutzt etwas?« fragte Bannermann. Es war nicht das erste Mal, daß er diese Frage – wenigstens dem Sinn nach – stellte, seit wir den Zug verlassen und eine Mietdroschke zum Hafen genommen hatten. Und ich spürte auch, was sich dahinter verbarg.

Er wollte nicht hierher. Nicht zu dieser Reederei, und schon gar nicht

in den Hafen. Hinter seinem gefaßten Äußeren war er halb verrückt vor Angst.

»Irgendwo müssen wir anfangen, oder?« sagte ich achselzuckend. Ich lächelte aufmunternd, drehte mich herum und wollte die kurze Eisentreppe hinaufsteigen, die zum Büro der Scotia hinaufführte, aber Bannermann hielt mich mit einem übermäßig kräftigen Griff am Ärmel zurück.

»Ich... möchte nicht mit«, sagte er. »Es wäre mir lieb, wenn...«

»Wenn Sie hier warten können?« Ich löste seine Hand von meiner Jacke und schüttelte entschieden den Kopf. »Kommt nicht in Frage, Bannermann. Sie wollten, daß ich Ihnen helfe, und ich tue es gern. Aber Sie müssen mich schon begleiten.«

Ohne auf seine Reaktion zu warten, wandte ich mich endgültig um, lief das halbe Dutzend Stufen hinauf und öffnete die Tür, ohne anzuklopfen. Bannermann folgte mir zögernd.

Das Büro der Scotia überraschte mich. Das Haus, zu dem Bannermann mich geführt hatte, war alles andere als vornehm gewesen, und sein Zugang lag in einem heruntergekommenen Hinterhof, der nach faulendem Fisch und Pferdemist stank. Ich hatte einen winzigen, mit schmuddeligen Aktenschränken und verstaubten Regalen vollgestopften Raum erwartet, in dem mich ein kurzsichtiger Angestellter mit abgewetzten Ärmelschonern begrüßte, aber das genaue Gegenteil war der Fall. Hinter den blinden Scheiben der ärmlichen Tür lag ein großzügig angelegter, beinahe kostbar eingerichteter Salon, der durch ein Oberlicht mit buntgetönten Scheiben hell erleuchtet war. Eine Anzahl großvolumiger Blumenkübel schufen eine behagliche Atmosphäre, und auf einem marmornen Sockel gleich neben dem Eingang stand das Modell eines prächtigen Viermasters. Auf der anderen Seite des Raumes, gut fünfzehn Schritte entfernt, thronte der gewaltigste Schreibtisch, den ich jemals zu Gesicht bekommen hatte. Der Mann dahinter war wenig kleiner als Rowlf, aber hinter dem monströsen Möbel schien er zu den Dimensionen eines Zwerges zusammenzuschrumpfen.

Beim Geräusch der Tür sah er auf, musterte erst mich, dann Bannermann mit unverhohlener Neugier und zauberte schließlich ein ebenso berufsmäßiges wie kaltes Lächeln auf seine Züge.

»Meine Herren?« fragte er. »Was kann ich für Sie tun?«

Ich wartete, bis Bannermann die Tür hinter uns wieder geschlossen

hatte, räusperte mich übertrieben und ging mit festen Schritten durch den Raum. Die Blicke des Riesen folgten uns, und etwas an der Art, in der er Bannermann und mich abwechselnd ansah, gefiel mir nicht. Trotzdem lächelte ich, so freundlich wie ich nur konnte, blieb einen halben Schritt vor seinem Schreibtisch stehen und angelte eine Visitenkarte aus meiner Westentasche.

»Mein Name ist Craven«, sagte ich, während ich die Karte vor ihm auf den Tisch legte. »Robert Craven. Wenn Sie die Freundlichkeit besäßen, mich und meinen Partner bei Mister Jameson anzumelden?«

Der Vierschrötige musterte mich einen Moment stirnrunzelnd, griff mit spitzen Fingern nach meiner Karte und drehte sie ein paarmal in der Hand, ehe er sie scheinbar achtlos in der Jackentasche verschwinden ließ. »In welcher Angelegenheit?«

»In einer geschäftlichen«, antwortete ich, schon eine Spur schärfer. »Warum melden Sie mich nicht einfach Ihrem Boß? Meine Zeit ist kostbar, wissen Sie?«

Der Mann starrte mich an, und die Herablassung in seinem Blick machte kaum noch verhohlener Wut Platz. Aber meine Rechnung ging auf – nach einer weiteren Sekunde erhob er sich und verließ das Zimmer durch eine ledergepolsterte Tür hinter seinem Schreibtisch.

Ich wandte mich an Bannermann. »Wer ist der Kerl?«

Der Kapitän zuckte mit den Achseln. »Ich habe keine Ahnung. Einer von Jamesons Angestellten. Er liebt es, sich mit solchen Muskelpaketen zu umgeben.« Er lächelte nervös. »Ziehen Sie jetzt bloß keine falschen Schlüsse, Craven. Jameson ist ein gefährlicher Mann. Er wird nicht sehr erbaut sein, mich zu sehen.«

Ich wollte antworten, aber in diesem Moment kam der Riese schon zurück und deutete mit einer knappen Handbewegung auf die offenstehende Tür hinter sich. »Mister Jameson erwartet Sie«, sagte er kurz angebunden.

Ich bedankte mich mit einem übertrieben freundlichen Kopfnicken – was mir einen zyankaligeschwängerten Blick des Vierschrötigen einbrachte – winkte Bannermann, mir zu folgen, und trat durch die Tür.

Der Raum dahinter war so groß wie die Empfangshalle, entsprach aber schon mehr meiner Vorstellung eines Reedereibüros. Es gab den obligatorischen Schreibtisch und die ebenso obligatorischen

Schiffsmodelle, dazu aber auch eine kleine, bequem aussehende Sitzecke, auf die der Riese jetzt deutete.

»Mister Jameson kommt sofort«, knurrte er. »Nehmen Sie Platz.«

Wir gehorchten. Der Riese musterte mich noch einen Augenblick lang mißgelaunt, drehte sich auf dem Absatz herum und trollte sich. Bannermann sah ihm mit offenkundiger Besorgnis nach. Ich sah ihm an, daß er es längst bereute, mich um Hilfe gebeten zu haben. Wahrscheinlich wünschte er sich jetzt weit, weit weg.

Es dauerte lange, bis Jameson kam. Sein »sofort« zog sich drei, vier, fünf Minuten hin, und schließlich stand ich auf und begann, eigentlich ziellos, im Raum auf und ab zu gehen. Nur, um mir die Zeit zu vertreiben, besah ich mir die Schiffsmodelle, die auf kunstvoll geschnitzten Sockeln im Raum standen.

Es waren wirklich sehr prachtvolle Modelle. Wer immer sie angefertigt hatte, mußte ein wahrer Künstler sein, denn sie zeigten jede noch so winzige Einzelheit ihrer Vorbilder. Vor allem das Modell eines gewaltigen, fünfmastigen Kriegsschiffes zog mich in seinen Bann.

Sein Original mußte ein wahrer Gigant sein; ein Ungeheuer mit vier Reihen übereinander angeordneter Geschütze auf jeder Seite, zwei gewaltigen, unter der Wasserlinie angebrachten Schaufelrädern und einem mächtigen Schornstein mittschiffs, der die Dampfturbine unter Deck verriet. Wie ich schon zu Bannermann gesagt hatte, verstand ich nichts von Schiffen und wußte mit Mühe und Not, daß das britische Empire die unumstritten größte Seemacht der Welt war. Trotzdem wunderte es mich ein wenig, noch nie von diesem Giganten der Meere gehört zu haben.

Dann fiel mein Blick auf das Messingschildchen daneben, das seinen Namen zeigte.

Das Schiff hieß Dagon.

Sekundenlang stand ich wie benommen da, starrte auf das kaum fingergroße Schildchen und versuchte, die fünf furchtbaren Buchstaben wegzublinzeln, aber es ging nicht. Der Name stand da, unauslöschlich in Messing geätzt.

»Gefällt Ihnen das Modell?«

Die Stimme drang unangenehm schneidend in meine Gedanken, und ich wußte, daß mir ihr Besitzer nicht gefallen würde, noch bevor ich

mich umdrehte und Jameson wie einen fetten Buddha unter der Tür stehen sah. In seinen kleinen, in fettig glänzende Wülste eingelassenen Augen stand ein mißtrauisch-lauernder Ausdruck, und das Lächeln auf seinen Zügen war nicht echt. Er war ungefähr so hoch wie breit.

Automatisch nickte ich. »Es ist… beeindruckend«, sagte ich. »Unter welcher Flagge fährt es?«

Jamesons Lächeln wurde wehmütig. »Unter keiner, fürchte ich.« Er zuckte mit den Achseln, schloß die Tür hinter sich und watschelte auf seinen kurzen Beinen näher. Irgendwie erinnerte er mich an eine bärtige Qualle. »Was Sie da sehen, Mister Craven«, sagte er, »ist eine kleine Marotte von mir. So eine Art Traum, wissen Sie? Ich habe mir immer gewünscht, einmal ein solches Schiff bauen zu können, aber ich fürchte, es wird stets ein Traum bleiben.« Er kam näher und strich mit seinen kurzen, dicken Wurstfingern beinahe liebkosend über den geschnitzten Achtersteven der Dagon.

»Was… bedeutet der Name?« fragte ich stockend. Es fiel mir noch immer schwer, den Blick von dem kleinen polierten Messingschildchen zu nehmen. Die fünf Buchstaben schienen mich verhöhnen zu wollen.

Jamesons Lächeln wurde ein wenig unsicherer. »Dagon?« wiederholte er. »Nichts. Nichts, was irgendeine Bedeutung hätte, jedenfalls. Er geht auf eine alte Legende zurück. Ein Meeresgott, den die Maori verehren.« Er lächelte noch einmal, nahm plötzlich die Hand vom Mast des Schiffsmodelles und wurde übergangslos ernst.

»Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches, Mister Craven?« fragte er.

»Ich«, antwortete Bannermann an meiner Stelle.

Jameson erstarrte, drehte sich mit einer sonderbar mühsamen, abgehackten Bewegung herum und stieß ein ersticktes Keuchen aus.

»Bannermann!« krächzte er. »Sie… Sie wagen es, hierher zu kommen?«

»Wie Sie sehen, ja.« Bannermann schob trotzig das Kinn vor und trat einen Schritt auf Jameson zu. »Es gibt da ein paar Dinge zwischen uns, die noch zu klären sind«.

»Ich wüßte nicht, was!« schnappte Jameson. Plötzlich war der Ausdruck auf seinen feisten Zügen nur noch blanke Wut. »Ich habe Ihnen verboten, jemals wieder hierher zu kommen, Bannermann«,

sagte er. »Und ich dachte, ich hätte mich deutlich genug ausgedrückt.«

Ich sah, wie sich Bannermanns Hände zu Fäusten ballten, und trat rasch zwischen ihn und den Reeder, um das Schlimmste zu verhindern. »Kapitän Bannermann ist auf meine Bitte hin hier«, sagte ich schnell. »Er wollte es nicht, aber ich habe darauf bestanden, daß er mich begleitet, Mister Jameson.«

Jameson funkelte mich an. »Ich weiß nicht, wer Sie sind, oder was Sie wollen, Craven«, sagte er leise. »Aber Sie sollten sich Ihre Freunde besser aussuchen.«

Sein überheblicher Ton brachte mich in Rage. Ich schluckte die noch halbwegs freundlichen Worte, die mir auf der Zunge gelegen hatten, herunter, bedachte ihn mit einem Blick, der einen Geysir zum Gefrieren gebracht hätte, und fuhr in hörbar kälterem Ton fort: »Gut, Jameson, vielleicht ist es besser, wenn wir gleich zur Sache kommen. Ich bin hier, um die Vorgänge zu untersuchen, die zum Untergang von Kapitän Bannermanns Schiff führten.«

»Untersuchen?« Jameson lachte häßlich. »Da gibt es nichts zu untersuchen, Craven. Und wenn, dann werden sich andere Stellen darum kümmern.«

»Die gleichen, die verhindert haben, daß gegen Kapitän Bannermann offiziell Anklage erhoben wurde, Jameson?« fragte ich.

Es war ein Schuß ins Blaue, aber er traf. Jameson erbleichte, und aus den Augenwinkeln sah ich, wie Bannermann ebenfalls überrascht zusammenfuhr und mich verwirrt ansah. Aber das war noch lange nicht die einzige Überraschung, die ich parat hatte. Manchmal ist es ganz nützlich, über weitreichende Verbindungen zu verfügen.

»Was wollen sie damit sagen?« fragte Jameson unsicher.

»Nichts«, antwortete ich. »Aber ich verfüge über gewisse… sagen wir: Kontakte zu offiziellen Stellen. Ihr Bananenfrachter ist nicht das einzige Schiff, das in den letzten Monaten in diesen Gewässern gesunken ist, nicht wahr? Wenn meine Informationen richtig sind, hat Ihre Gesellschaft in den letzten drei Monaten genau so viele Schiffe verloren. Alle drei unter ungeklärten Umständen.«

Jameson atmete hörbar ein. Sein Blick irrte unstet zwischen Bannermann und mir hin und her. Ich spürte, daß ich ihn in die Enge getrieben hatte.

»Was... was geht Sie das an?« schnauzte er schließlich.

»Eigentlich nichts«, antwortete ich. »Vielleicht frage ich mich einfach, warum Ihnen als Besitzer der Scotia-Reederei so wenig daran gelegen ist, die genauen Umstände aufzuklären, unter denen Ihre Schiffe gesunken sind. Im Grunde brauchte mich das nicht einmal zu interessieren, aber ich habe prinzipiell etwas dagegen, jemanden für Dinge bezahlen zu lassen, an denen er unschuldig ist. Vor allem, wenn es sich dabei um einen Freund handelt.«

Jameson wand sich wie ein getretener Hund. »Das sind unhaltbare Anschuldigungen, Craven«, krächzte er. »Sie können nichts von dem beweisen, was Sie da behaupten.«

»Was habe ich denn behauptet?« fragte ich lauernd.

Jameson starrte mich an, fuhr sich nervös mit dem Handrücken über die Lippen und schluckte schwer. Dann hatte er sich wieder in der Gewalt.

»Verschwinden Sie«, sagte er. Plötzlich klang seine Stimme ganz kalt. »Machen Sie, daß Sie wegkommen, Craven, bevor ich Sie hinauswerfen lasse.«

Bannermann wollte auffahren, aber ich brachte ihn mit einer raschen Geste zum Verstummen, hob meinen Spazierstock und stubste Jameson damit spielerisch in den Bauch. »Ich gehe«, sagte ich. »Aber ich verspreche Ihnen, daß ich wiederkomme, wenn ich nicht innerhalb von vierundzwanzig Stunden von Ihnen höre, Jameson.«

Jameson starrte aus geweiteten Augen auf die Spitze meines Spazierstockes. Sein Adamsapfel hüpfte hektisch auf und ab. »Ich verstehe nicht, was Sie von mir wollen«, sagte er.

»Ich glaube, Sie verstehen recht gut«, antwortete ich kalt. »Und wenn nicht, werden Sie vielleicht verstehen, wenn die Behörden Ihnen die gleichen Fragen stellen. Zum Beispiel die Frage nach dem Verbleib eines gewissen McGillycaddy. Oder die, warum es fast ausschließlich Schiffe Ihrer Gesellschaft sind, die auf so sonderbare Weise verschwinden, Jameson.« Ich lächelte, zog meinen Stock zurück und maß ihn mit einem kalten Blick.

»Aber wie gesagt, Mister Jameson – das alles geht mich nichts an. überlegen Sie sich, wie Sie Kapitän Bannermann rehabilitieren können, und ich bin bereit, die ganze Angelegenheit zu vergessen. Ich gebe Ihnen genau vierundzwanzig Stunden Zeit zum Nachdenken.

Guten Tag, Mister Jameson.«

Damit wandte ich mich um, bedeutete Bannermann mit einer Kopfbewegung, mir zu folgen, und wandte mich zur Tür.

Sie wurde aufgerissen, noch bevor wir sie erreicht hatten, und die hünenhafte Gestalt von Jamesons »Portier« erschien wie eine lebende Barriere unter der Öffnung. Ich zweifelte keine Sekunde daran, daß er jedes Wort mit angehört hatte.

»Geben sie die Tür frei, Sir«, sagte ich steif.

Der Riese grinste kalt, baute sich breitbeinig vor mir auf und hob die Fäuste.

Eine Sekunde später hockte er, nicht mehr ganz so breitbeinig, vor mir auf dem Boden, preßte die Hände auf eine Stelle zwei Handspannen unterhalb seines Magens und schnappte röchelnd nach Luft. Bannermann betrachtete stirnrunzelnd seinen Fuß. Der Wucht nach, mit der er zugetreten hatte, mußte er ihn sich halbwegs verstaucht haben.

Ich bedachte Bannermann mit einem tadelnden Blick, schüttelte unmerklich den Kopf und wandte mich noch einmal an Jameson. »Vierundzwanzig Stunden, Mister Jameson«, sagte ich, »keine Sekunde länger. Denken Sie daran. Sie finden uns im Hotel Four Seasons.«

* * *

Er war sehr sicher, den Ruf gehört zu haben. Es war nicht an der Zeit, und es waren auch nicht die richtigen Umstände, aber die Stimme war unverkennbar gewesen, die dumpfe, unausgesprochene Drohung darin schlimmer als normal, das Drängen ungeduldiger.

Es war Nacht, als McGillycaddy Loch Firth erreichte. Der Mond stand wie eine angeknabberte Dreiviertel-Scheibe am Himmel, und die Schatten der Wolken lieferten sich ein stummes Rennen auf der silbernen Oberfläche des Sees.

McGillycaddy spürte den Hauch eisiger Kälte, der vom Wasser emporwehte wie ein Guß aus einer anderen, düsteren Welt. Diese Kälte, das wußte er, war nichts Natürliches. Es war das Zeichen seiner Anwesenheit. Er war hier, unsichtbar, aber so deutlich zu spüren wie die Spannung vor einem Gewitter.

McGillycaddy atmete tief und gezwungen ruhig ein, straffte die Schultern und ging weiter, bis seine Füße dicht vor der Wasserlinie waren. Jetzt fiel ihm auch der Geruch auf: ein strenges, fremdes Aroma wie nach Seetang und Salz, ein Geruch, der nicht hierher gehörte. Lautlos nickte der hochgewachsene Schotte. Ja, er war hier. Es gab keinen Zweifel.

Zeit verging. McGillycaddy wußte nicht, wie viel. Der Mond wanderte ein Stück weiter über den Himmel, und das lebende Bild der Wolken über ihm änderte sich unablässig, aber er wußte hinterher nicht zu sagen, ob es Minuten oder Stunden gewesen waren. Auch das war ein untrügliches Zeichen für seine Anwesenheit. Die Zeit schien immer ein bißchen anders zu laufen, wenn er da war. Irgendwann, nach endlosen Ewigkeiten, begann sich das Wasser in der Mitte des Sees zu kräuseln. Es sah aus, als wäre ein unsichtbarer Stein in die eisigen Fluten geworfen worden; kleine, kreisförmige Wellen liefen über den silbernen Spiegel des Sees, verebbten wieder und wurden von neuen abgelöst, immer schneller und schneller und schneller. Schließlich schien das Wasser zu kochen. Blasiger Schaum brach sich sprudelnd seinen Weg an die Oberfläche, und dann stieg etwas Dunkles, Formloses aus dem See, fiel mit einem hörbaren Klatschen wieder zurück und schoß dicht unter der Wasseroberfläche auf das Ufer zu, dunkel und langgestreckt, einem riesigen Raubfisch gleich.

McGillycaddy unterdrückte die Angst, die aus seinem Inneren emporkriechen wollte. Er verachtete die Angst, obgleich er es liebte, Angst und Schrecken zu verbreiten. Es war nicht logisch, aber Götter scheren sich einen Dreck um Logik.

Der dunkelhaarige Mann trat ein paar Schritte vom Ufer zurück, verschränkte die Hände zu einer sonderbar betenden Haltung vor der Brust und senkte das Haupt. Wenige Meter vor ihm, einen halben Steinwurf vom Ufer entfernt, begann das Wasser zu schäumen, und etwas Großes, Dunkles wuchs in der Nacht empor.

»Herr«, murmelte McGillycaddy.

Das Wesen betrachtete ihn eine Weile stumm. McGillycaddy gab sich fast krampfhaft Mühe, es nicht anzuschauen, wie immer wenn er ihm gegenüberstand, und wie immer verlor er den Kampf. Nach einer Weile hob er den Kopf und starrte in die beinahe faustgroßen, in allen Farben des Regenbogens schimmernden Augen seines Gegenübers.

Es war wie immer, und doch ganz, ganz anders. Sein freier Wille zerbrach unter dem Blick der starren Fischaugen wie eine Nußschale

unter dem Tritt eines Giganten, und alles in ihm war Furcht und Panik und Grauen, aber anders als sonst war er nicht nur gekommen, um sein Opfer zu holen.

»Du hast lange gebraucht.«

McGillycaddy fuhr zusammen wie unter einem Peitschenhieb. Seine Stimme war unangenehm, kalt und schneidend wie Glas und von einem metallischen, beinahe körperlich schmerzenden Schnarren begleitet. Der Wind drehte sich und trug einen flüchtigen Hauch seines Geruches mit sich, eines Geruches nach See und Tiefe und unbezähmbarer Wildheit. So ähnlich, dachte McGillycaddy schaudernd, mußte ein Haifisch riechen.

»Ich bin gekommen, so schnell ich konnte«, verteidigte er sich. »Es wird immer schwerer, Herr... Die... die Geschehnisse sind nicht unbemerkt geblieben. Es sind Soldaten an der Küste gesehen worden. Ein Kriegsschiff ist gekommen.«

»Ich weiß«, antwortete er kalt. »Es wurde versenkt.«

McGillycaddy erschrak. »Versenkt?« keuchte er. »Das hätte nicht geschehen dürfen. Sie werden andere Schiffe senden, und –

»Ich habe dich nicht gerufen, um mit dir zu diskutieren«, unterbrach er ihn zornig, »sondern um dir meine Befehle mitzuteilen.«

McGillycaddy schluckte mühsam. Sein Blick tastete unsicher über die schlanke, von schuppiger grüner Haut überzogene Gestalt seines Gegenübers. Die dünnen Schwimmhäutchen, die seine Arme mit dem Körper verbanden, glitzerten im Licht des Mondes wie bizarre Fledermausflügel. »Ja, Herr«, flüsterte er demütig.

»Der Augenblick der Entscheidung naht heran«, fuhr er mit leicht erhobener Stimme fort. »Unsere Feinde sind auf uns aufmerksam geworden. Die Zeit des Versteckens und Verbergens ist vorüber. Du wirst in die große Stadt am Meer gehen und ihnen sagen, daß sie sich bereit halten sollen. Ich erwarte sie zum verabredeten Zeitpunkt am Strand.«

»Aber Herr«, entfuhr es McGillycaddy. »Die Vorbereitungen sind noch –

»Schweig!« donnerte er. »Du hast gehört, was ich gesagt habe. Geh und richte meine Befehle aus.«

Damit verschwand er. Anders als sein Auftauchen geschah es volkommen undramatisch. Die Nacht schien die schlanke, grünschimmernde Gestalt aufzusaugen, und plötzlich war der See wieder ein See und die Nacht nichts weiter als die Abwesenheit des Tages.

Und trotzdem hatte McGillycaddy das Gefühl, daß ein kleiner Teil in ihm gestorben war, als er sich umwandte und mit steifen Schritten zum Dorf zurückging.

* * *

Die Droschke war verschwunden, als wir das Gebäude verließen. Ich hatte dem Fahrer zwei Pfund und den Auftrag gegeben, auf uns zu warten, um uns zum Hotel zurückzufahren, aber dem Mann schien wohl der Spatz in der Hand lieber zu sein, als die Taube auf dem Dach; er hatte das Geld genommen und sich getrollt, und Bannermann und ich konnten sehen, wie wir zurück kamen. Ich schluckte einen Fluch herunter, sah mich suchend um und ging los, als Bannermann mit einer stummen Kopfbewegung nach rechts deutete.

Es war kühl, und die grauen, halbverfallenen Häuser, die die heruntergekommene Straße säumten, schienen die Kälte noch zu verstärken, als hätten sie den eisigen Seewind wie riesige steinerne Schwämme in sich aufgesaugt und gäben ihn nun ganz allmählich wieder frei.

Trotz der noch frühen Stunde war kaum ein Mensch auf der Straße zu sehen, und Bannermann und ich beschleunigten unwillkürlich unsere Schritte. Wir waren eine gute halbe Stunde mit der Droschke unterwegs gewesen – was bedeutete, daß wir mindestens die dreifache Zeit zurück zum Hotel brauchen würden, wenn es uns nicht gelang, ein Fuhrwerk aufzutreiben.

Bannermann sah sich immer wieder nervös um, und auch ich konnte mich eines gewissen Gefühles der Unruhe nicht erwehren; einer Unruhe, die durch nichts begründet war, aber mit jedem Moment an Intensität zunahm. Einen Moment lang versuchte ich mir einzureden, daß es schlichtweg an unserer Umgebung lag – die Gegend war nicht dazu angetan, einen Fremden sofort in unlöschbare Liebe zu Aberdeen entbrennen zu lassen. Wie fast alle Hafenviertel der Welt war sie eher schmutzig und heruntergekommen, und sie entbehrte auch ganz jenes abenteuerlichen Flairs, der zum Beispiel Städte wie Marseille oder Algier auszeichnet. Das einzige Flair, das sie hatte, war die Erwartung,

hinter der nächsten Ecke eins über den Schädel zu bekommen und seiner Habseligkeiten beraubt zu werden.

Aber das war es nicht. Ich war in einer Gegend wie dieser aufgewachsen und trotz allem hier noch viel mehr zuhause als in meinem piekfeinen Haus am Ashton Place, und auch Bannermann war nicht gerade ein Feigling.

Nein – es war das Gefühl, belauert zu werden.

Wir sahen oder hörten niemanden, aber die Schatten schienen voller unsichtbarer Bewegung zu sein, die leeren Fensterhöhlen voller unsichtbarer Augen, und das Heulen des Seewindes erfüllt von lautlos flüsternden Stimmen. Es hatte begonnen, nachdem wir das Büro der Scotia verlassen hatten. Und es wurde mit jedem Moment stärker.

Schließlich faßte Bannermann das Gefühl in Worte: »Irgend etwas stimmt hier nicht, Craven.«

Ich blieb stehen, sah erst ihn und dann die lauernden Schatten beiderseits der Straße an, und nickte schließlich. »Das Gefühl habe ich auch. Wir sollten –

Ich sprach nicht weiter. Einer der Schatten hinter Bannermann hatte sich bewegt; nicht sehr stark, aber doch deutlich genug, daß ich sicher war, mich nicht getauscht zu haben. Ein dunkles Augenpaar blitzte.

»Was ist los?« fragte Bannermann, dem mein Stocken natürlich auffiel.

»Nichts«, antwortete ich hastig. Metall schimmerte in der Schwärze der Gasse hinter dem Kapitän. Ein Messer? »Ich mußte nur an etwas denken, das Jameson gesagt hat.« Ich lächelte aufmunternd, ging einen Schritt auf ihn zu und hob meinen Stock, aber ganz bewußt in einer Art, als würde ich in Gedanken damit spielen.

»War das eigentlich die Wahrheit, was Sie Jameson gesagt haben?« fragte er. »Das mit den verschwundenen Schiffen?«

»Zum Teil«, sagte ich. »Zum anderen auch nur eine Ahnung – aber ich schätze, ich bin der Wahrheit ziemlich nahe gekommen. Ich habe einiges herausgefunden, bevor wir aus London abgereist sind, wissen Sie? Hier – schauen Sie selbst.« Damit griff ich in die Rocktasche, zog den säuberlich zusammengefalteten Bericht hervor, den mir mein Mittelsmann kurz vor unserer Abfahrt hatte zukommen lassen, trat einen weiteren Schritt auf Bannermann zu und hielt ihm das Blatt hin.

Als er danach griff, warf ich mich vor.

Es war ein ziemlich plumpes Ablenkungsmanöver gewesen, aber es erfüllte seinen Zweck. Mit einem Zwei-Meter-Satz warf ich mich in die finstere Gasse, sah einen Schatten vor mir und griff instinktiv zu. Meine Hände schrammten über reißendes Metall, ich fühlte einen kurzen Schmerz, dann klirrte das Messer zu Boden, eine halbe Sekunde später gefolgt von seinem Besitzer, der aus ungläubig aufgerissenen Augen abwechselnd auf seine leeren Hände und mich starrte.

Ich begriff eine Sekunde zu spät, daß ich einen Fehler begangen hatte. Mein Angriff hatte den Burschen so vollkommen überrascht, daß er nicht einmal auf die Idee kam, sich zur Wehr zu setzen oder mich gar seinerseits anzugreifen.

Seine sieben oder acht Kameraden, die hinter ihm im Schatten der Gasse gelauert hatten, schon.

Von einer Sekunde auf die andere sah ich mich von finsteren, zerlumpten Gestalten umringt. Sie waren mit Knüppeln, Messern oder anderen Mordwerkzeugen bewaffnet, einer schwang sogar einen altertümlichen Vorderlader, und der Lärm, der plötzlich hinter mir laut wurde, sagte mir deutlich, daß auch Bannermann nicht mehr allein auf der Straße stand.

Eine Falle! schoß es mir durch den Kopf. Diese ganze Straße war nichts als eine einzige verdammte Falle!

Mir blieb keine Zeit, meinen Leichtsinn weiter zu verfluchen, denn das halbe Dutzend Schläger griff beinahe augenblicklich an.

Mit einem entsetzten Hüpfer brachte ich mich in Sicherheit, als einer der Kerle einen mit rostigen Nägeln verzierten Knüppel in meine Richtung schwang, tauchte unter einem ungeschickten Faustschlag eines anderen hindurch, packte seinen Arm und riß den Kerl wie einen lebenden Schild an mich heran.

Es war ein aussichtsloser Kampf. Die Enge der Gasse behinderte die Burschen, und ich bin alles andere als ein Schwächling. Aber einer gegen acht ist auch alles andere als ein faires Verhältnis. Binnen Sekunden prasselten Schläge und Püffe auf mich herunter und ließen mich zurücktaumeln. Etwas traf mich an der Schulter und ließ mich zusammenbrechen.

So hart der Schlag war, er rettete mir das Leben, denn plötzlich schien

dicht hinter mir eine Kanone abgefeuert zu werden, und eine halbe Sekunde später schlug etwas eine Handbreit über mir in die Wand. Ein Hagelschauer von Staub und Steinsplitter überschüttete mich, und mit einem Male war die Gasse voller Schreie.

Hustend richtete ich mich auf, packte einen der Schatten und stieß ihn gegen die anderen. Zwei, drei Männer stürzten in einem Knäuel ineinander verstrickter Leiber zu Boden.

Als sich der brodelnde Pulverdampf lichtete, bot sich mir ein schreckliches Bild. Der Mann, der das Gewehr gehabt hatte, hockte mit schmerzverzerrtem Gesicht auf dem Boden, schrie unentwegt und starrte auf seine geschwärzten Finger. Rechts und links von ihm krümmten sich drei seiner Kameraden und preßten die Hände auf die Wunden, wo sie Splitter der explodierten Waffe getroffen hatten, und ein anderer lag ein Stück hinter ihnen und regte sich gar nicht mehr. Vielleicht war es doch keine so gute Idee gewesen, mit einer Waffe auf mich zu schießen, die wahrscheinlich noch aus den Beständen der Mayflower stammte und wohl schon damals alt gewesen sein mußte.

Trotzdem war es nichts als eine Verschnaufpause, die mir gegönnt war, denn mit Ausnahme des Bewußtlosen und des Mannes mit den angesengten Fingern erhoben sich die anderen bereits wieder auf die Füße und kamen torkelnd, aber nichtsdestotrotz zu allem entschlossen, auf mich zu.

Blitzschnell zog ich meinen Stockdegen aus seiner Umhüllung, sprang rücklings aus der Gasse und rannte dabei fast Bannermann über den Haufen, der sich mit Händen und Füßen gegen zwei finster aussehende Gestalten wehrte. Ich stieß einen zu Boden und zog dem zweiten mit dem Kristallknauf meines Degens den Scheitel gerade.

»Danke!« keuchte Bannermann. »Das war in letzter Sekunde. Ich fürchte, ich werde langsam alt.«

»Bedanken Sie sich später«, sagte ich mit einer Geste hinter ihm. »Wenn Sie es dann noch können.«

Bannermann fuhr mit einem halb unterdrückten Fluch herum. Auch auf der anderen Seite der Gasse waren Männer aufgetaucht – vier oder fünf abenteuerlich aussehende Gestalten, ebenfalls mit Knüppeln, Messern und anderen Schlagwerkzeugen bewaffnet. Und im gleichen Moment tauchten auch die Männer aus der Gasse hinter uns auf. Es waren weniger geworden, aber das tröstete mich nicht mehr. Es macht keinen großen Unterschied, ob man zu zweit gegen zwölf oder

vierzehn Gegner steht.

Hastig wichen wir zurück, bis wir in der Mitte der beiden ungleichen Gruppen standen. Die Männer kamen jetzt langsamer näher. Sie wußten, daß sie jetzt keinen Grund mehr hatten, sich zu beeilen. Die Straße war auf beiden Seiten abgeriegelt. Wir hatten keine Möglichkeit mehr, ihnen zu entkommen. Als sich uns die beiden Reihen bis auf zwei Schritte genähert hatten, blieben sie stehen.

Drohend hob ich meinen Degen – gegen eine zwölffache Übermacht eine eher lächerliche Geste. Trotzdem machte keiner der Burschen Anstalten, wirklich anzugreifen.

Schließlich trat einer von ihnen vor, hob die Hände und schüttelte rasch den Kopf, als ich mit dem Degen fuchtelte.

»Hören Sie auf, Craven«, sagte er. »Wir wollen nichts von Ihnen. Verschwinden Sie.«

Verwirrt starrte ich ihn an. »Sie kennen mich?«

Der Mann grinste, aber es sah nicht sehr humorvoll aus. Er war einen guten Kopf kleiner als ich und so dürr, daß ich mich fragte, wieso er nicht bei der ersten unvorsichtigen Bewegung in der Mitte durchbrach. Aber er strahlte irgend etwas Gefährliches aus.

Plötzlich begriff ich. »Jameson«, sagte ich. »Ihr gehört zu Jamesons Leuten.«

»Nicht direkt«, antwortete der Dürre. »Mister Jameson war so freundlich, uns zu benachrichtigen, daß dieser Kerl –, er deutete mit einem schmutzigen Zeigefinger auf Bannermann, » wieder hier ist. Der Informationsfluß läuft hier ganz gut, müssen Sie wissen.«

»Was wollen Sie von uns?« fragte ich. Ich zögerte, senkte behutsam den Degen und griff, ganz langsam, um die Männer nicht durch eine unbedachte Geste zum Angriff zu verleiten, unter meine Jacke. In den Augen des Dürren blitzte es spöttisch auf, als ich meine Brieftasche hervorzog und sie ihm hinhielt. »Wenn Sie auf unser Geld aus sind, nehmen Sie es. Es ist nicht nötig, uns dafür umzubringen.«

»Sie täuschen sich, Craven«, sagte der Dürre scharf. »Wir sind keine Straßenräuber, sondern ehrliche Männer. Wir wollen Ihr Geld nicht. Wir wollen ihn.« Wieder deutete er auf Bannermann, und der Ausdruck, der dabei in seinen Augen stand, ließ mich schaudern.

»Was soll das heißen?« fragte ich.

Der Mann lächelte kalt. »Fragen Sie Ihren Freund, Craven.«

Ich musterte ihn noch einen Moment scharf, hob noch einmal drohend den Degen und wandte mich an Bannermann. »Was meint er damit, Kapitän?«

Bannermann schluckte nervös. Er war bleich geworden, und seine Hände, obwohl zu Fäusten geballt, zitterten. »Er hat recht, Craven«, murmelte er. »Gehen Sie, solange Sie es noch können. Sie wollen nichts von Ihnen. Ich hätte nicht hierher kommen sollen.«

»Das bist du aber, Bannermann«, schnauzte der Dürre. »Wir haben dich gewarnt. Jetzt ist es zu spät.«

»Was wollen Sie von ihm?« fragte ich betont. Die Reihe schob sich drohend ein Stück näher, aber der Dürre hielt sie mit einer raschen Handbewegung zurück.

»Wir wollen nichts von ihm, Craven. Wir wollen ihn.« Plötzlich verzerrte sich sein Gesicht zu einer Grimasse.

»Dieser Mann war Kapitän eines Schiffes, Craven. Eines Schiffes, auf dem unsere Freunde und Brüder und Väter gefahren sind. Er hat sie im Stich gelassen. Er ist wie ein Feigling geflohen und hat seine Leute jämmerlich ersaufen lassen, statt sich wie ein Mann zu benehmen und –

»Und mit seinem Schiff unterzugehen?« unterbrach ich ihn. »Machen Sie sich nicht lächerlich, Mann. Wir leben im neunzehnten Jahrhundert, nicht mehr im Mittelalter!«

Der Dürre fegte meine Worte mit einer wütenden Bewegung beiseite. »Das hat keiner verlangt!« schnappte er. »Niemand ist unfehlbar, auch ein Kapitän nicht. Aber er hat schon einmal ein Schiff verloren, mit Mann und Maus. Jeder Mann mit einem Funken Anstand im Leib hätte die Konsequenzen gezogen und nie wieder einen Fuß auf ein Schiff gesetzt. Er nicht. Im Gegenteil – er mußte eine zweite Mannschaft in den Tod führen.«

»Das ist doch Unsinn!« begehrte ich auf. »Kapitän Bannermann wurde in einer ordnungsgemäßen Seegerichtsverhandlung freigesprochen –

»Seegericht!« unterbrach mich der Dürre. »Ihr verdammtes Seegericht interessiert mich nicht. Da kriegt ja doch nur der recht, der das meiste

Geld hat!« Er spie aus. »Wir Seeleute haben unsere eigenen Gesetze, Craven. Ein Kapitän darf sich jeden Fehler erlauben, aber er muß dazu stehen. Und er darf nicht feige sein.«

»Bannermann ist unschuldig«, sagte ich. Allmählich kam mir die ganze Situation mehr als nur absurd vor – da stand ich in einem der verrufensten Viertel von Aberdeen, den Degen in der Faust und einer zwölffachen Übermacht gegenüber, und diskutierte mit ihnen, als wäre ich im Gerichtssaal!

Mein Gegenüber schien ähnlichen Gedanken nachzuhängen, denn er trat – meinen noch immer drohend erhobenen Degen ingorierend – auf mich zu, schob kampflustig das Kinn vor und deutete fordernd auf Bannermann.

»Wir werden ihn mitnehmen, Craven«, sagte er. »Und dann werden wir unsere eigene Seegerichtsverhandlung führen.«

»Das glaube ich nicht«, sagte ich ruhig.

Der Dürre atmete scharf ein, öffnete den Mund, um zu antworten – und erstarrte.

Es hatte eine Weile gedauert, bis sich meine Aufregung wieder soweit gelegt hatte, daß ich in der Lage war, die notwendige Konzentration aufzubringen. Aber jetzt spürte ich, wie sein instinktiv aufflammender geistiger Widerstand beinahe sofort zusammenbrach. Einen Moment lang wehrte er sich noch, aber es war ein lautloser, nach außen hin vollkommen unbemerkt bleibender Kampf, und schon nach zwei oder drei Sekunden erlosch das trotzige Feuer in seinen Augen vollends. »Sie werden Kapitän Bannermann nichts antun«, sagte ich, und fügte, mit erhobener Stimme und deutlich lauter, hinzu. »Und auch Sie nicht, meine Herren. Niemand von Ihnen. Bannermann und ich werden jetzt gehen, und Sie werden uns weder daran hindern noch auf irgendeine andere Weise behelligen. Haben Sie das verstanden?«

Der Dürre starrte mich aus großen Augen an, schluckte hörbar und nickte, wenn auch langsam und mühevoll, als wäre die Bewegung gar nicht seine eigene.

»Sie werden vergessen, was hier geschehen ist«, fuhr ich fort. »Sie haben Bannermann und mich niemals gesehen. Sie kennen nicht einmal unsere Namen. Ist das klar?«

Wieder nickte der Dürre, und wieder spürte ich, wie schwer ihm die Bewegung fiel.

Etwas war anders als sonst. Es ist mir noch nie leicht gefallen, einem anderen Menschen meinen Willen aufzuzwingen, schon gar nicht in einer Situation wie dieser, und schon gar nicht, wenn ich gleich einem Dutzend Gegner gegenüberstand. Und trotzdem unterschied es sich drastisch von den wenigen Malen, da ich die Gabe, die mir mein Vater gegen meinen Willen vererbte, eingesetzt hatte. Ich sprach sehr langsam, beinahe schleppend, und ich spürte, wie meine Handflächen feucht wurden vor Anstrengung. Ein dumpfer, lastender Druck, der mit jeder Sekunde stärker wurde, war hinter meiner Stirn. Mit einem Male sah ich die Gesichter des Dürren und seiner Kumpane nur noch wie durch einen nebeligen Vorhang. Meine eigenen Worte klangen seltsam verzerrt in meinen Ohren, als befände ich mich plötzlich nicht mehr unter freiem Himmel, sondern in einer Höhle. Ich vernahm ein dumpfes Rauschen und Pochen, das ich erst nach einer Weile als das Geräusch meines eigenen Blutes identifizierte.

Ich verdoppelte meine Anstrengungen, fühlte, wie auch der unsichtbare Widerstand wuchs – und plötzlich war er verschwunden. Wer oder was immer sich gegen meinen hypnotischen Angriff gewehrt hatte, es hatte aufgegeben.

Wenigstens dachte ich das für die Dauer einer Sekunde.

Genau bis zu dem Moment, in dem mir der Himmel auf den Kopf fiel.

* * *

Jennifers zweites Erwachen war so qualvoll wie das erste; vielleicht schlimmer, ahnte sie doch, daß der Alptraum längst nicht zu Ende war. Es war wie beim ersten Mal – ein Gefühl des Gleitens und Streichelns überall an ihrem Körper, Kälte, das Empfinden, schwerelos zu sein. Nur eines war anders.

Sie empfand es jetzt als angenehm.

Es dauerte einen Moment, bis Jennifer der Unterschied zu Bewußtsein kam. Beim ersten Mal, als sie in der finsteren Höhle unter dem See erwacht war, waren all diese Empfindungen fremd und erschreckend gewesen.

Jetzt waren sie vertraut, so wie die Berührung der Luft auf der Haut, das Atmen oder das Gefühl, sich in frisch gemähtes Heu zu legen.

Behutsam öffnete Jennifer die Augen. Es war nicht dunkel wie beim

ersten Mal; trotzdem hatte sie Mühe, zu sehen, denn es war ein Licht ganz anderer Art, als sie es jemals erlebt hatte. Es war viel milder als der Schein der Sonne, und es kam aus keiner bestimmten Quelle, sondern war einfach da, als leuchte die Luft – das Wasser! – um sie herum. Sie blinzelte, fuhr sich, einer Gewohnheit folgend, die jetzt sinnlos geworden war, mit dem Handrücken über die Augen, richtete sich auf und spürte, wie sie den Halt verlor und schwerelos in die Höhe und zur Seite zu treiben begann. Instinktiv griff sie haltsuchend mit den Händen um sich, erreichte aber damit nicht mehr, als sich nun noch zusätzlich in Drehung zu versetzen und wie ein lebender Kreisel zuerst gegen die Decke, dann gegen die Wand zu stoßen, ehe sie ganz langsam zu Boden sank.

Ein leises, sonderbar hallendes Lachen erklang. Jennifer fuhr hoch, verlor dadurch schon wieder den Halt und klammerte sich im letzten Augenblick an einem Stein fest.

Wieder erscholl das Lachen, und diesmal identifizierte sie seine Herkunft. Behutsam drehte sie den Kopf in die Richtung, aus der das Geräusch erschollen war, und blinzelte durch das sanft leuchtende Wasser.

Sie sah erst jetzt wirklich, wo sie war. Es war eine Höhle wie beim ersten Mal, aber sie war größer, viel, viel größer. Die Decke, gewölbt wie die eines gotischen Domes, spannte sich gute fünf Meter über ihr, und zwei der vier Seitenwände waren so weit entfernt, daß sie in der grünen Unendlichkeit des Wassers verschwammen. Grün und grau verkrustete Steine bedeckten den Boden, und in einiger Entfernung erhob sich ein Umriß, der ihr irgendwie künstlicher Natur zu sein schien, ohne daß sie ihn erkannte.

Auf der anderen Seite, vielleicht zehn, vielleicht auch dreißig Schritte entfernt – es war sehr schwer, unter Wasser die richtige Entfernung abzuschätzen, wie sie überrascht feststellte – gab es einen bogenförmigen, etwa mannshohen Durchgang, hinter dem das dunklere Wasser des Sees wogte. Davor, nur als flacher schwarzer Schatten zu erkennen, schwebte eine menschliehe Gestalt.

Unwillkürlich hob sie die Hand, um ihr zuzuwinken, verlor durch die abrupte Bewegung wieder den Halt und prallte ziemlich unsanft gegen die Wand, um ganz langsam wieder zu Boden zu sinken.

»Du mußt vorsichtig sein«, sagte eine Stimme. Die gleiche Stimme, die vorher gelacht hatte, aber sie war jetzt deutlicher, lauter, und sehr viel näher. Sie klang nicht sehr angenehm. Ihr Ton erinnerte Jennifer an

das Knirschen von brechendem Metall.

»Es dauert eine Weile, bis man sich daran gewöhnt hat, weißt du?« fuhr die Stimme fort. »Aber wenn du es erst einmal gelernt hast, wirst du sehen, wie frei du dich bewegen kannst.«

»Wer... wer sind Sie?« fragte Jennifer. Auch ihre Stimme klang fremd in ihren Ohren; dumpf und hallend und fast ohne hohe Töne. Die Stimme eines Menschen, der unter Wasser spricht, dachte sie schaudernd.

»Wer sind Sie und wieso... wie komme ich hierher? Wo bin ich?«

»Du wirst alles erfahren, wenn es an der Zeit ist«, antwortete der Fremde. Jennifer war jetzt sicher, daß es ein Mann war, obgleich sie ihn noch immer nur als schwarzen Schatten vor dem noch tieferen Schwarz des Sees erkennen konnte.

»Jetzt komm.«

Der Mann hob die Hand, und fast ohne ihr Zutun setzte sich Jennifer auf und begann ungeschickte Schwimmbewegungen zu machen. Dann geschah etwas Seltsames. Plötzlich, von einer Sekunde zur anderen, wurden ihre Bewegungen eleganter, die ungeschickten Stöße zu einem eleganten Gleiten und Fließen, als fände ihr Körper in einen Rhythmus, den er schon immer gekannt und nur für eine Weile vergessen hatte. Leicht und schnell wie ein Fisch glitt sie auf den Fremden zu.

Als sie näher kam, wurde aus dem flachen Schatten ein Körper, aus dem dunklen Wabern und Wogen vor dem Hintergrund des Wassers ein Gesicht.

Es war kein menschliches Gesicht, aber es war auch nicht abstoßend. Jennifer erschrak nicht. Alles, was sie fühlte, war eine gelinde Verwunderung. Und Neugier.

Der Mann war sehr groß. Seine Haut war rauh und von zahllosen winzigen Schuppen bedeckt wie die eines Fisches, und zwischen seinen Fingern und Zehen spannten sich dünne, halbdurchsichtige Schwimmhäutchen, genau wie zwischen den Armen und dem Leib. Wenn er mit ausgebreiteten Armen schwamm, dachte Jennifer mit einem Gefühl widerwilliger Bewunderung, mußte er aussehen wie ein gewaltiger, in allen Farben schimmernder Rochen.

Das Sonderbarste aber war sein Kopf. Sein Gesicht glich viel mehr

dem eines Fisches als dem eines Menschen, und von seiner Stirn aus zog sich ein stacheliger, aber offensichtlich sehr weicher Kamm über Kopf und Nacken und verschwand auf seinem Rücken. Seine Augen waren so groß wie Kinderfäuste und schillerten in allen Farben des Regenbogens.

»Wer bist du?« fragte sie, noch immer ohne Angst. Alles, was sie empfand, war Bewunderung für dieses fremdartige, wunderschöne Wesen.

»Auch das wirst du später erfahren«, sagte der Fremde. Seine Stimme klang noch immer wie Metall, aber der unangenehme Unterton schien daraus verschwunden, und plötzlich begriff Jennifer, daß das Verziehen seiner dünnen Fischlippen nichts anderes als ein Lächeln bedeutete.

Sie erwiderte es, verhielt, das Gefühl der Schwerelosigkeit genießend, dicht vor dem Fremden im Wasser, und machte eine weit ausholende Geste, die die gesamte Höhle einschloß. »Das hier ist dein Reich?« fragte sie.

Der Fischmann nickte. »Ein Teil davon. Bald wird es auch dir gehören.«

Jennifer begriff nicht gleich. Der Fremde lächelte wieder sein eigentümliches Fischlächeln, kam näher und streckte die Hand aus. Erst, als seine schlanken Finger Jennifers Brust berührten, wurde sie sich überhaupt der Tatsache bewußt, daß sie nackt war.

Noch einen Tag zuvor, in jenem anderen, ihr plötzlich fremd erscheinenden und unendlich weit zurückliegenden Leben, wäre sie vor Scham gestorben. Jetzt erschien es ihr ganz natürlich, mit nichts anderem als herrlich streichelndem Wasser bekleidet und seinen Blicken preisgegeben zu sein. Die Berührung seiner Finger war sanft und doch gleichzeitig fordernd, und sie spürte das Verlangen, das dahinter war.

Etwas in ihr erwiderte es. Es war nichts, was sie kannte, sondern die Frau, die tief in dem Mädchen, das sie bis zu diesem Moment gewesen war, gewartet hatte. Ihre Lippen begannen zu zittern, als sich seine Hand vor ihrer Brust löste und ganz sanft an ihrem Körper hinabglitt.

Dann zog er die Finger zurück, abrupt und mit einem raschen, bedauernden Kopfschütteln.

»Noch nicht«, sagte er. »Wir müssen Geduld haben.«

»Geduld?«

Der Mann mit dem Fischgesicht lächelte. »Du wirst meine Braut«, sagte er. »Und die Mutter meines Kindes. Aber noch ist es nicht soweit. Komm.«

Jennifer nickte, griff nach seiner ausgestreckten Hand und schwamm Seite an Seite mit ihm hinaus in die lockende Schwärze jenseits des Höhleneinganges.

* * *

Jemand weckte mich auf. Er tat es auf die direkteste und wohl auch erfolgversprechendste Weise, die er kannte; allerdings auch die brutalste:

Mit einem Eimer Wasser.

Prustend setzte ich mich auf, fuhr mir mit dem Handrücken über die Augen und sah einen riesigen Schatten, der wie ein Berg auf zwei Beinen über mir aufragte. Instinktiv griff ich nach meiner Waffe.

»Das ist nicht nötig, Mister Craven«, sagte eine dunkle Stimme.

Ich zog die Hand zurück, blinzelte nochmals nach oben und erkannte ein breites, kantig geschnittenes Gesicht, das sich über einer dunkelblauen Marineuniform erhob. Stahlblaue Augen musterten mich mit einer Mischung aus Sorge und unterdrücktem Spott.

»Wir stehen auf Ihrer Seite, mein Freund«, fuhr der Fremde fort. »Und so, wie es aussieht, haben Sie Verbündete bitter nötig.« Er grinste, beugte sich vor und streckte mir die Hand entgegen, um mir auf die Füße zu helfen. Sein Griff war sehr fest.

Verwirrt sah ich mich um. Ich konnte nicht sehr lange bewußtlos gewesen sein, denn ich befand mich noch auf der gleichen Straße, in der Bannermann und ich in den Hinterhalt von Jamesons Schlägern geraten waren. Von den Wegelagerern war keine Spur mehr zu sehen. Dafür gewahrte ich fast ein Dutzend Marinesoldaten, die mit angelegten Gewehren im Halbkreis um mich und mein Gegenüber herumstanden und sich bemühten, möglichst finster auszusehen. Wen ich nicht sah, war Bannermann. »Wer... wer sind Sie?« fragte ich stockend. »Und wo ist Bannermann?«

»Mein Name ist Spears«, antwortete mein Gegenüber. »Fregattenkapitän Jerry Spears vom Marinegeheimdienst Ihrer Majestät.« Er salutierte – eher spöttisch als militärisch präzise – lächelte flüchtig und wurde sofort wieder ernst. »Wir sind leider eine Minute zu spät gekommen, Mister Craven. Ich fürchte, Kapitän Bannermann befindet sich in den Händen der Männer, die Ihnen aufgelauert haben.«

»Dann müssen wir ihn befreien!« sagte ich erschrocken. »Wir –

Spears machte eine Handbewegung, die mich zum Verstummen brachte. »Immer mit der Ruhe, Craven«, sagte er. »Seien Sie froh, daß wir Sie rausgehauen haben.« Er runzelte die Stirn, sah mich von oben bis unten an und schüttelte den Kopf. »Nach allem, was ich über Sie gehört habe, hätte ich Sie nicht für so dumm gehalten. Ich schätze, ich werde mir einen mächtigen Rüffel von meinem Vorgesetzten einhandeln. Aber was geschehen ist, ist geschehen.«

»Wer sind Sie überhaupt?« fragte ich verstört. Ich begriff nichts mehr. »Sie sind doch nicht zufällig aufgetaucht, oder?«

Spears zögerte einen Moment. »Was wollen Sie hören?« fragte er dann. »Eine glaubhafte kurze Ausrede, oder die unglaubhafte und sehr lange Wahrheit?«

»Die Wahrheit«, grollte ich. Spears schien es zu lieben, in möglichst langen und komplizierten Sätzen zu reden.

»Wie Sie wollen«, sagte Spears. »Aber dann lassen Sie uns irgendwo hingehen, wo es sich besser redet.«

* * *

Es war wie ein Rausch. Ein Taumel von Gefühlen, die sie nie zuvor kennengelernt hatte, außer bei den wenigen Gelegenheiten, da sie ihren Körper mit den eigenen Händen erforschte, aber da war es anders gewesen. Sie war sich schmutzig und besudelt vorgekommen, und stets war das Gefühl dabei gewesen, etwas Verbotenes und Schlechtes zu tun. Jetzt empfand sie nichts dabei, nichts als Glück und das unvergleichbare Empfinden, frei zu sein. Alles, was sie empfand, war neu und berauschend, und doch war es, als hätte sich etwas in ihr schon immer danach gesehnt, als entdecke sie einen Teil ihres Selbst, von dem sie bisher überhaupt nicht gewußt hatte, daß es existierte. Seine Berührungen setzten sie in Brand, erweckten ein verzehrendes,

unlöschbares Feuer in ihr. Sie spürte die Berührung seiner glatten, unmenschlich starken Arme, seine Küsse, das Streicheln seiner Hände auf ihrer Haut, auf dem Rücken, ihren Schultern, ihrer Brust, überall, auch an Stellen, an die sie bisher nicht einmal zu denken gewagt hatte, seine Küsse, die ihren Mund, ihre Augen, ihr Gesicht und schließlich jeden Quadratzentimeter ihres Körpers bedeckten.

Als er sie schließlich nahm, war es wie ein Schritt in eine neue Welt. Plötzlich waren Gefühle in ihr, die zu beschreiben ihr die Worte fehlten, ein Taumel von Sinnlichkeit, der sie davonzuspülen schien. Sie war er und er war sie; für Sekunden, die sich zu Ewigkeiten dehnten, waren sie ein Wesen. Sie spürte seinen schlanken, kräftigen Körper, seine Umarmung, die so fest war, als wolle er sie zermalmen, die gleichzeitig weh und unglaublich wohl tat, sein Verlangen und Begehren, das von ihr erwidert wurde, ohne und fast gegen ihren Willen.

Irgendwann war es vorbei. Jennifer wußte nicht, wie viele Minuten oder auch Stunden vergangenen waren. Es war ihr auch gleich. Nichts zählte mehr als die Erinnerung an dieses berauschende, unglaublich schöne Gefühl, seine Berührung, seine Wärme, das Empfinden, eins mit ihm zu sein. Da war ein winziger Teil in ihr, der ihr zuflüstern wollte, daß es falsch und gotteslästerlich sei, was sie getan hatte, daß er kein Mensch, sondern ein unbeschreiblich fremdes Wesen war, und das, was immer aus dieser Vereinigung erwachsen mochte, nur von Übel sein konnte. Sie verscheuchte den Gedanken.

Allmählich begann sie die Welt um sich herum wieder wahrzunehmen, und erst jetzt, fast, als hätte bisher ein Schleier über ihren Gedanken gelegen, der nur ganz allmählich zerriß, erinnerte sie sich wieder, wie sie hierher gekommen waren. Sie waren geschwommen, zuerst durch die schweigende Schwärze des Sees, dann durch schier endlose Stollen und Tunnel voll leuchtendem Wasser und sonderbaren Dingen, und schließlich hatte er sie hierher geführt, in ein phantastisches Reich tief auf dem Grund des Sees.

Sie öffnete die Augen, setzte sich auf und sah sich um. Er war nicht da, aber sie fühlte seine Nähe, als wäre sie jetzt wirklich ein Teil von ihm.

Ein paarmal rief sie nach ihm, bekam aber keine Antwort, und begann schließlich, ihre Umgebung auf eigene Faust zu erforschen. Das Gebäude, in dem sie war, war nur Teil einer gewaltigen, in ihren ganzen Dimensionen nicht überschaubaren Anordnung mehr oder weniger verfallener Häuser und Säulenhallen, die den Grund des Sees

fast vollständig bedeckte.

Jennifer blieb eine Weile vor dem halb niedergebrochenen Eingang des Kuppelhauses stehen, wandte sich unschlüssig nach rechts und links und schwamm schließlich los, auf kein bestimmtes Ziel zu. Das Wasser spielte mit ihrem Haar und streichelte ihren Körper, und allein diese Berührung ließ abermals einen wohligen Schauer der Erinnerung durch ihren Leib fließen. Das Bizarre ihrer Situation kam ihr nicht einmal zu Bewußtsein. Alles, was vorher gewesen war, war vergessen. Sie war glücklich und das allein zählte.

Eine Zeitlang schwamm sie ziellos zwischen den geborstenen Säulen und Wänden der versunkenen Stadt hin und her, spielte mit Fischen, die zutraulich näher kamen, oder ließ sich einfach in der Strömung treiben. Schließlich gewahrte sie einen Schatten, weit entfernt, fast am Rande der Stadt.

Neugierig schwamm sie darauf zu. Der Schatten wuchs heran und wurde zu einem Schacht, der senkrecht in den Meeresboden hineinführte und sich in Dunkelheit verlor. Jennifer spürte einen raschen Schauer eisiger Kälte, als sie sich ihm näherte. Salzgeschmack war auf ihren Lippen. Der Schacht mußte eine Verbindung zum Meer hin haben, dachte sie überrascht.

Plötzlich glaubte sie eine Bewegung in der Schwärze tief unter sich zu erkennen. Etwas Dunkles, Glitzerndes wogte dort, und für einen ganz kurzen Moment spürte sie ein Gefühl, das an Furcht grenzte, aber es nicht wirklich war.

Sie verscheuchte es. Konnte es in diesem unterseeischen Märchenreich irgend etwas Schlechtes oder gar Gefährliches geben?

Jennifer drehte sich mit einer eleganten Bewegung herum und schwamm los. Die versunkene Stadt und der Grund des Sees blieben über ihr zurück, und Kälte und Dunkelheit begannen sie einzuweben wie das Netz einer unsichtbaren Spinne.

Wieder sah sie die Bewegung, und diesmal war sie so deutlich, daß sie sicher war, sich nicht getäuscht zu haben. Sie hielt inne, sah zu dem kleinen runden Fleck trübgrüner Helligkeit über sich hinauf und erschrak, als sie erkannte, wie tief sie bereits in den Schacht vorgedrungen war, ohne es zu bemerken.

Die Bewegung wiederholte sich abermals, und Jennifer sah, daß sie von mehreren Stellen zugleich kam, als huschten tief unter ihr finstere Dinge über den Grund des Schachtes. Allmählich begann das Gefühl

von Furcht in ihr stärker zu werden, aber im gleichen Maße nahm auch ihre Neugier zu; sie zögerte noch einen Moment, wandte sich dann entschlossen nach unten und schwamm weiter.

Der Grund kam rasch näher, und im gleichen Maße, in dem sich ihre Augen an das sonderbar schwarze Licht hier unten gewöhnten, erkannte sie mehr Einzelheiten.

Das Bild traf sie wie ein Schlag.

Im ersten Moment glaubte sie, eine Anzahl großer, schwarzglänzender Würmer über den felsigen Boden kriechen zu sehen, dann erkannte sie, daß es andere Wesen waren; Wesen, wie sie sie noch nie zuvor gesehen hatte, und die sie trotzdem auf fürchterliche Weise an irgend etwas erinnerten.

Sie ähnelten gewaltigen, augenlosen Kaulquappen. Ihre Leiber waren so groß wie die von Menschen, versehen mit gewaltigen, schwimmflossenbewehrten Froschbeinen und meterlangen Drachenschwänzen. Sie hatten keinen erkennbaren Kopf, sondern nur einen aufgedunsenen schwarzen Leib, in dessen Vorderseite ein fürchterliches, dicklippiges Froschmaul klaffte. Ihre Arme schienen Jennifer lächerlich klein im Verhältnis zum Rest des Körpers, aber sie endeten in furchteinflößenden, dreifingrigen Klauen.

Der furchtbare Anblick lähmte das Mädchen so sehr, daß sie die Gefahr, in der sie schwebte, erst bemerkte, als etwas schleimig und tastend über ihre Beine fuhr.

Jennifer fuhr mit einem Schrei herum, trat blindlings nach dem schwarzen Ding, das sich an ihren Fuß geklammert hatte, und schrie abermals auf, als sich hornige Krallen in ihre Haut gruben.

Der Tritt schleuderte das Ungetüm davon, aber er trieb auch sie selbst zur Seite und ließ sie gegen die Wand des Schachtes prallen. Ihr Kopf stieß gegen einen hervorstehenden Stein. Für Sekunden war sie benommen.

Als sie wieder klar sehen konnte, hatte sich der Anblick verändert. Aus einer kleinen, nicht einmal sonderlich tiefen Wunde in ihrer Wade sickerte Blut und verteilte sich wie eine rosige Wolke rings um sie im Wasser – und sein Geruch schien die Kaulquappenmonster auf fast magische Weise anzuziehen! Von überallher strömten sie herbei, mit rohen, tolpatschig aussehenden Bewegungen, schnüffelnd wie große blinde Hunde. Ihre Schwänze peitschten das Wasser, und die kleinen, dreifingrigen Klauen vollführten schnappende Bewegungen. Der ganze

Meeresgrund schien zu schwarzglänzendem schrecklichem Leben erwacht zu sein.

Eines der Ungeheuer kam näher. Jennifer fuhr erschrocken zusammen, preßte sich gegen den Fels und hielt instinktiv den Atem an. Das Monster glitt mit plumpen Schwimmbewegungen zu ihr hinauf, sog das Wasser durch sein riesiges Fischmaul ein und bewegte sich ruckhaft von rechts nach links und wieder zurück.

Und jedes Mal kam es um ein winziges Stückchen naher...

Mit einem kleinen, klar gebliebenen Teil ihres Bewußtseins begriff Jennifer, daß die schwarzen Monster blind waren. Der Blutgeruch schien sie anzulocken, und wahrscheinlich orientierten sie sich an Bewegungen, wie Fledermäuse an unhörbaren Schallwellen. Aber sie konnten nicht sehen.

Sie hatte eine winzige Chance. Wenn sie die Nerven behielt, dann konnte sie mit dem Leben davonkommen.

Die Riesenquappe kam unerbittlich näher. Ihr dicklippiges Maul schnappte wie eine Falle, und Jennifer sah die scharfen Zähne dahinter. Jennifer glaubte die Wildheit der Bestie regelrecht zu spüren.

Mit angehaltenem Atem wartete sie, bis das Wesen ganz dicht heran war. Dann trat sie zu.

Ihre Ferse traf den Schädel des Monstrums eine Handbreit über dem Maul. Es war ein unbeschreiblich ekelhaftes Gefühl, ein Empfinden, als trete sie in fauliges Obst, glitschig und übelkeiterregend, aber dann traf ihr Fuß auf harten Knochen, der sich unter der Gummihaut des Wesens verbarg.

Die Bestie wurde zurückgeschleudert. Sofort wirbelte sie herum und drang mit gierig schnappendem Maul erneut auf sie ein, aber Jennifer wartete nicht, bis sie abermals heran war, sondern stieß sich mit aller Macht vom Felsen ab und schwamm mit kräftigen Stößen in die Höhe.

Unter ihr schien ein Vulkan auszubrechen. Wie eine Woge aus schwarzem Morast erhob sich die Masse der Horrorkaulquappen. Klauen und Haifischgebisse schnappten nach ihr, das Wasser brodelte, als würde es kochen, und plötzlich lösten sich zwei, drei, vier der schwarzen Bestien aus der zitternden Masse und jagten zur ihr hinauf. Jennifer warf sich verzweifelt zur Seite, trat und schlug um sich und spürte, wie hornige Krallen ihre Beine ergriffen und sie in die Tiefe zu

zerren versuchten.

Dann jagte ein grünsilberner Blitz heran, ergriff ihre verzweifelt ausgestreckten Arme und riß sie in die Höhe, aber Jennifer schrie und trat und schlug weiter um sich, selbst, als sie der Schacht längst wieder freigegeben hatte und unter ihnen wieder die versunkene Stadt lag. Nur ganz langsam beruhigte sie sich, und es dauerte noch länger, bis aus den Bildern des Schreckens, die ihr ihre eigene Furcht vorgaukelten, wieder sein Gesicht wurde, das Fischgesicht mit den großen, regenbogenfarbigen Augen.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte er. »Du bist in Sicherheit. Beruhige dich.« Seine Hand streichelte ihr Haar, und die Berührung tat gut. Jennifer schluchzte verzweifelt, warf sich an seine Brust und umschlang ihn mit den Armen, preßte sich so fest an ihn, wie sie nur konnte. Sie war noch immer halb wahnsinnig vor Angst, aber jetzt war er da, und seine Nähe versprach Schutz und Sicherheit.

»Es ist meine Schuld«, sagte er sanft. »Ich hätte dich nicht allein lassen sollen. Es gibt Gefahren hier unten, weißt du? Aber jetzt ist alles in Ordnung. Du bist nicht mehr in Gefahr.«

Er schob sie sanft von sich, legte die Hand unter ihr Kinn und zwang sie mit sanfter Gewalt, ihn anzusehen. »Aber du darfst nie wieder dort hinunter gehen, verstehst du?«

Sie nickte. Tränen füllten ihre Augen und vermischten sich mit dem Meerwasser, das sie umgab. Aber die Angst schwand, jetzt, wo sie in seiner Nähe war. »Was... was waren das für Ungeheuer?« fragte sie stockend.

Er lächelte. »Keine Ungeheuer«, sagte er. »Sie sind nicht böse. Sie wissen es nicht besser. Du mußt ihnen vergeben, mein Liebes. Sie sind Kinder, die noch nicht gelernt haben, zu unterscheiden.«

»Kinder?«

Das Wort brachte irgend etwas in ihr zum Erstarren. Eine furchtbare Ahnung stieg in ihr empor, aber der Gedanke war zu schrecklich, um ihn zu Ende zu denken. Plötzlich war seine Umarmung nicht mehr sanft und beschützend, sondern nur noch stark. Kalt. Kalt wie Eis.

»Wessen... Kinder?« fragte sie stockend.

Sein Lächeln wurde noch breiter. Aber mit einem Male kam es ihr vor wie ein höhnisches Grinsen.

»Meine, mein Liebling«, sagte er.

Für die Dauer einer Sekunde setzte ihr Herz aus. Und plötzlich glaubte sie seine Worte noch einmal zu hören, so deutlich, als flüstere er sie ihr ins Ohr, in diesem Moment.

Du wirst meine Braut, hatte er gesagt. Und die Mutter meiner Kinder.

Jennifer begann zu schreien.

* * *

»Wir haben Jameson schon lange im Verdacht«, sagte Spears ernst. »Aber bisher konnten wir ihm nichts beweisen. Offiziell, heißt das.«

»Und inoffiziell?«

Spears lächelte, hob seine Tasse zum Mund, wobei er den kleinen Finger geziert abspreizte, trank einen winzigen Schluck und sah mich über den Rand der Tasse hinweg durchdringend an.

»Das spielt keine Rolle«, sagte er schließlich. »Jameson ist nur ein kleiner Fisch, wissen Sie? Der Strohmann, sozusagen.«

»Strohmann für wen?« fragte ich.

Spears setzte seine Tasse ab und schmatzte hörbar. Er schien den schlechten Tee, den uns sein Adjutant gebracht hatte, mit Wein zu verwechseln. »Wenn ich das wüßte, wäre ich nicht hier«, sagte er. »Und außerdem ein Stück weiter. Die Sache ist nicht so leicht zu erklären, Craven. Eigentlich dürfte ich Ihnen kein Sterbenswörtchen verraten. Aber...«

»Aber?« fragte ich, als er nicht weitersprach.

Der Fregattenkapitän zögerte einen Moment. Schließlich stand er – ohne zu antworten – auf, zündete sich eine Zigarre an und trat ans Fenster. Wir befanden uns im zweiten Stock eines nach außen hin vollkommen normalen Mietshauses, nicht mehr als drei oder vier Straßenzüge vom Büro der Scotia entfernt. Wie gesagt – das Haus war nach außen hin ganz normal. In seinem Inneren schon nicht mehr ganz. Ich hatte nicht alle Räume gesehen, aber ich schätzte, daß sich zusammen mit Spears’ Truppe an die fünfzig Marinesoldaten in dem Haus aufhalten mußten, und es schienen mir ausnahmslos ausgesuchte Leute zu sein. Leute von der Art, der man ansieht, daß sie zu kämpfen

versteht. Möglicherweise täuschte ich mich auch – aber in diesem Moment war ich sicher, es mit allem anderem als normalen Marineinfanteristen zu tun zu haben.

Das einzige, was den Eindruck, mich inmitten einer Eliteeinheit zu befinden, störte, war Spears. Er schien mir ein wenig zu jung und unausgereift, um einen solchen Einsatz zu leiten.

»Sie haben… gewisse Erkundigungen eingezogen, bevor Sie London verlassen haben, Mister Craven«, sagte er plötzlich.

Ich sah auf. »Sie sind gut informiert«, gestand ich.

Spears lächelte. »Das ist mein Beruf«, antwortete er. »Ich frage mich nur, was der Ihre ist, Craven.« Er trat vom Fenster zurück, schnippte eine Zigarrenasche zielsicher einen fingerbreit neben den Aschenbecher und klappte eine lederne Schreibmappe auf, die zwischen uns auf dem Tisch lag. Neugierig beugte ich mich vor.

Ich war nicht sehr überrascht, auf dem obersten Blatt in fetten Buchstaben meinen Namen zu lesen. Was mich überraschte, war der Umfang des Papierstapels, den er bedeckte.

Spears bemerkte meinen befremdeten Blick und lächelte. »Das hier kam heute morgen mit einem Kurier«, sagte er. »Es enthält eine Menge interessanter Dinge, glauben Sie mir. Was es nicht enthält, ist die Antwort auf die Frage, die mich im Moment am allermeisten interessiert.«

»Und die wäre?« fragte ich harmlos.

»Schlicht und einfach die, was Sie hier zu suchen haben«, antwortete Spears. Plötzlich war er ganz ernst. Er beugte sich vor, legte die Zigarre aus der Hand, stützte sich mit beiden Fäusten auf der Tischplatte ab und sah mich aus seinen durchdringenden blauen Augen an.

»Wenn Sie jetzt sagen, es wäre Zufall, lasse ich Sie von meinen Leuten ins Meer schmeißen«, sagte er. Und so, wie er es sagte, glaubte ich ihm. »Also?«

»Bannermann«, antwortete ich. »Ich bin wegen Bannermann hier. Er bat mich um Hilfe.«

»Hilfe?« schnappte Spears. »Wobei?«

»Zum Teufel, was soll das?« antwortete ich scharf. »Sie wissen so gut wie ich, wobei. Dieser saubere Jameson versucht irgend etwas zu vertuschen, und Bannermann ist der, den er dafür über die Klinge springen lassen will. Zufällig ist Bannermann aber auch ein Freund von mir.« Wütend stand ich auf, ging um den Tisch herum und baute mich drohend vor Spears auf. Wenigstens versuchte ich es. Aber bei einem Mann, der fast einen Kopf größer war als ich, fiel es mir schwer.

»Bannermann ist kein Freund von Ihnen, Craven«, sagte Spears ruhig. »Sie haben sich in Ihrem ganzen Leben nur genau einmal vorher gesehen, vor mehr als zwei Jahren. Aber lassen wir das – was wollen Sie hier?«

»Das gleiche könnte ich Sie fragen«, schnappte ich.

Spears seufzte. »Begreifen Sie denn nicht, Craven?« fragte er. »Zum Teufel – ich habe hier auf dem Tisch –, er pochte mit den Fingerknöcheln auf den Papierstapel mit meinem Namen obenauf, » das dickste Bulletin, das ich jemals über einen einzelnen Mann gesehen habe, und es enthält ungefähr hundertmal mehr Fragen als Antworten. Sie sind ein recht geheimnisumwitterter Mann, Craven – vorsichtig ausgedrückt. Alles, was ich von Ihnen verlange, ist eine ehrliche Antwort auf die Frage, ob ich Ihnen vertrauen kann oder nicht.«

»Das ist eine ziemlich blöde Frage«, entfuhr es mir. »Was soll ich darauf antworten – nein?«

Spears starrte mich an. Für einen Moment blitzte Zorn in seinem Blick auf, aber dann begannen seine Mundwinkel zu zucken, und plötzlich lachte er. »Entschuldigen Sie, Craven«, sagte er. »Es war wirklich eine dumme Frage. Aber es geht hier um viel. Vielleicht um die Sicherheit des Empires.«

Vielleicht um die Sicherheit der Welt, fügte ich in Gedanken hinzu. Aber das sprach ich vorsichtshalber nicht laut aus. Spears seufzte, schüttelte abermals den Kopf und trat wieder ans Fenster. Schweigend sog er an seiner Zigarre, blickte auf die Straße hinunter und wippte dabei auf den Zehenspitzen. Nach einer Weile trat ich neben ihn. Das Zimmer lag so, daß der Blick über die Dächer des Hafenviertels bis aufs Meer hinausfiel. Auch das war mit Sicherheit kein Zufall.

»Ich bin seit mehr als sechs Wochen hier«, sagte Spears plötzlich. »Die ganze Zeit über ist nichts passiert, Craven. Und kaum tauchen Sie auf,

wird ein Mann auf offener Straße entführt, und Jamesons Speichellecker schwärmen aus wie die Ameisen.« Er schüttelte den Kopf, drückte seine Zigarre am Glas der Scheibe aus und sah mich durchdringend an.

»Was wissen Sie über Jameson und seine Bande?« fragte er.

»Nicht sehr viel«, gestand ich. Das war nicht ganz die Wahrheit, aber auch nicht wirklich gelogen. Außerdem hätte es bis zum nächsten Morgen gedauert, ihm zu erzählen, was ich zu ahnen glaubte; und warum.

»Sie haben Nachforschungen angestellt«, erinnerte er. »Ich habe in meinen Unterlagen eine Kopie des Berichtes, den Ihr Verbindungsmann Ihnen zugestellt hat, ehe Sie hierher gekommen sind. Warum helfen Sie mir nicht, kostbare Zeit zu sparen, und erzählen mir, was Sie sonst noch wissen?«

»Nicht sehr viel«, wiederholte ich. »Ich weiß nicht einmal, ob alles, was in diesem Bericht steht, auch der Wahrheit entspricht.«

»Beinahe«, sagte Spears. »Bis auf ein paar unwesentliche Details.« Er atmete hörbar ein, wandte sich wieder zum Fenster und deutete durch die beschlagene Scheibe nach Osten.

»Es begann vor ein paar Monaten«, sagte er.

»Was?«

»Die Schiffe«, sagte Spears. »Es sind Schiffe verschwunden, Craven. Zuerst nur wenige – ein Fischerboot hier, ein altersschwacher Kahn mit Sommerfrischlern da... Nicht besonders viel, aber immerhin mehr als gewöhnlich. Vor einem Vierteljahr verschwand dann die Brigitta Daranda, ein Kohlefrachter, der für die Scotia fuhr. Es hieß, es wäre im Sturm gekentert, aber es gab im Umkreis von fünfhundert Seemeilen nicht einmal eine starke Brise. Danach sank die Cassiopeia, ein Zehntausend-Bruttoregistertonnen-Segler, auch unter der Flagge der Scotia. Schließlich das Schiff ihres Freundes Bannermann, die Poseidon. Und das war erst der Anfang.«

Der letzte Satz hatte bitter geklungen, und als ich Spears ansah, sah ich, daß seine Lippen zu einem dünnen, blutleeren Strich zusammengepreßt waren.

»Das waren noch nicht alle?« fragte ich.

Spears schüttelte heftig den Kopf. »Nein. Es gab natürlich eine Untersuchung. Ganz gegen die öffentliche Meinung sitzen nämlich in den Ministerien in London nicht nur Vollidioten, wissen Sie? Ein paar von ihnen sind durchaus in der Lage, bis drei zu zahlen.« Er lächelte flüchtig und fuhr fort. »Es ging weiter. Die Untersuchung verlief im Sande, aber die geheimnisvollen Havarien hörten nicht auf. Bis heute ist ein gutes Dutzend Schiffe dort draußen verschwunden.«

»Ein Dutzend?!« Ich erschrak. »Ein Dutzend Schiffe?« wiederholte ich ungläubig. »Und niemand hat davon erfahren?«

»Sie haben es selbst gesagt, Craven«, antwortete Spears ernst. »Bis auf eines waren es ausschließlich Schiffe der Scotia-Reederei. Und aus diesem Grund, den ich noch nicht kenne, ist die stark daran interessiert, nichts davon an die Öffentlichkeit dringen zu lassen.«

»Ein Racheakt?« vermutete ich. »Vielleicht die Konkurrenz?«

»Kaum«, antwortete Spears. »Wir haben jeden, der auch nur entfernt in Frage käme, durchleuchtet.«

Seine Antwort gab mir endlich Gelegenheit, die Frage loszuwerden, die mir schon die ganze Zeit auf der Zunge brannte. »Welche Rolle spielen Sie in dieser Sache, Spears?« fragte ich. »Sie und Ihre Leute. Was hat der Geheimdienst damit zu tun, wenn jemand Jameson und seine Firma fertig macht?«

Spears lachte humorlos. »Sie machen mir Spaß, Craven«, sagte er. »Wenn es dort draußen jemanden oder etwas gibt, der in der Lage ist, ein Dutzend Schiffe spurlos verschwinden zu lassen, dann interessiert das die Marine mit Sicherheit. Ich sagte es bereits – es ist gut möglich, daß die Sicherheit des Empires selbst bedroht ist.«

»Dieses eine Schiff, das nicht zur Scotia gehörte – begann ich.

»War ein Kriegsschiff Ihrer Majestät«, sagte Spears. »Die Silver Arrow. Sie war nicht sehr groß, Craven, aber gut genug bewaffnet, es mit jedem dahergelaufenen Piraten aufnehmen zu können.« Er ballte zornig die Fäuste. »Wir haben nicht einmal mehr eine Planke von ihr gefunden.«

Ich starrte ihn an, aber ich sah ihn gar nicht. Vor meinen Augen stand plötzlich das Bild eines kunstvoll angefertigten, großen Schiffsmodelles. Das Modell eines Kriegsschiffes, groß wie eine schwimmende Stadt und stark genug bewaffnet, es mit einer ganzen Flotte aufnehmen zu können. Und mit einem kleinen

Messingschildchen am Bug, auf dem sein Name stand: Dagon.

* * *

Der Ausdruck auf Jamesons Gesicht war immer betroffener geworden, mit jedem Wort, das er hörte. Feinperliger kalter Schweiß bedeckte seine Stirn, trotz der unangenehmen, klammen Kälte, die in dem unterirdischen Gewölbe herrschte. Seine Handflächen waren feucht, und sein Blick irrte unstet zwischen dem bärtigen Gesicht McGillycaddys und dem schwarzen glitschigen Ding hin und her, das neben und hinter ihm in den stinkenden Abwässern schwamm, die das Siel füllten. Von Zeit zu Zeit glaubte er, ein leises Schlürfen und Schmatzen zu vernehmen, und im gleichen Rhythmus stiegen blubbernde Luftblasen aus dem schlammigen Wasser. Jameson versuchte krampfhaft, an etwas anderes zu denken, um sich nicht übergeben zu müssen.

»Ich… finde die Idee nicht besonders gut«, sagte er stockend. Die gewölbte Decke des Tunnels fing seine Worte auf und warf sie als verzerrtes Echo zurück, und wie zur Antwort bewegte sich die schwarze Scheußlichkeit hinter McGillycaddy unruhig. Ein langer, stachelbewehrter Schwanz zuckte wie der Kopf einer Schlange aus dem Wasser und fiel klatschend zurück. Jamesons Magen begann sich zu einem schmerzhaften Knoten zusammenzuziehen.

»Ich kann mich nicht erinnern, dich nach deiner Meinung gefragt zu haben«, antwortete McGillycaddy scharf.

Jameson fuhr wie unter einem Hieb zusammen, aber irgendwie brachte er es fertig, McGillycaddys Blick standzuhalten und ein zweites Mal mit dem Kopf zu schütteln. »Darum geht es nicht«, sagte er stockend. »Wir… wir sind noch nicht soweit. Wir brauchen noch Monate, um –

McGillycaddy unterbrach ihn mit einer wütenden Handbewegung. »Du hast genau zwei Tage!« sagte er heftig. »Nicht mehr.«

»Aber das ist vollkommen unmöglich!« keuchte Jameson. »Allein die –

»Unmöglich?« unterbrach ihn McGillycaddy. »Nun, wenn es wirklich unmöglich ist, Jameson, dann schlage ich vor, du begleitest mich und sagst es ihm selbst. Ich bin sicher, daß er dir nichts antun wird, wenn du die Wahrheit sagst.« Er lachte böse. »Du weißt doch – er ist hart, aber nicht ungerecht.«

Jameson erbleichte noch mehr. Seine Zunge fuhr nervös über die Lippen, die trotz der mit Feuchtigkeit gesättigten Luft mit einem Male trocken und rissig waren. Für eine Sekunde saugte sich sein Blick an dem widerlichen schwarzen Etwas hinter McGillycaddy fest.

Schließlich nickte er. »Wir werden es versuchen.«

McGillycaddy schüttelte den Kopf. »Nicht versuchen, Jameson. Ihr werdet es tun.«

Jameson nickte. »Wir werden da sein«, sagte er. »Aber es ist gefährlich. Die Soldaten sind noch immer in der Stadt.«

»Es ist euch nicht gelungen, ihr Mißtrauen zu besänftigen?« fragte McGillycaddy. »Du hattest Zeit genug.«

»Es… es war alles in Ordnung«, stammelte Jameson hastig. »Sie haben keine Ahnung, daß wir von ihrer Anwesenheit wissen. Sie wären gegangen, wenn nicht…« Er brach ab, biß sich auf die Lippen und senkte hastig den Blick.

»Wenn nicht?« wiederholte McGillycaddy. »Wenn nicht was, Jameson«?

Der dickleibige Reeder begann unruhig von einem Fuß auf den anderen zu treten. Plötzlich schien er nicht mehr zu wissen, wohin mit seinen Händen. »Wenn Bannermann nicht aufgetaucht wäre«, stieß er schließlich hervor.

Eine einzelne, endlose Sekunde lang starrte McGillycaddy Jameson nur an. Sein breitflächiges, bärtiges Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse. »Bannermann?« keuchte er. »Bannermann ist hier? Hier in Aberdeen?«

»Er kam heute morgen«, bestätigte Jameson leise. »Zusammen mit einem Fremden, einem Mann namens Raven – oder so ähnlich.«

»Du Idiot!« zischte McGillycaddy. »Du verdammter Trottel! Ich hatte dir befohlen, Bannermann zu erledigen! Er hätte niemals hierher zurückkehren dürfen. Verdammt – er hätte Aberdeen nicht lebend verlassen dürfen!«

»Ich hatte alles in die Wege geleitet«, verteidigte sich Jameson. »Ich konnte ihn nicht umbringen lassen, ohne noch mehr Aufsehen zu erregen. Himmel, McGillycaddy – glaubst du denn, es wäre niemandem aufgefallen, daß fast unsere gesamte Flotte innerhalb

eines Vierteljahres abgesoffen ist? Bannermann hätte den Untergang der Poseidon nicht überleben dürfen«

McGillycaddy tat so, als überhöre er den Vorwurf in Jamesons Worten. »Er hat es aber!« schnappte er. »Und ich gab dir Befehl, ihn zu –

»Du hast mir nichts zu befehlen!« sagte Jameson in einem schwachen Anflug von Trotz.

In McGillycaddys Augen blitzte es auf. »Nein?« fragte er lauernd. »Nun, vielleicht hast du sogar recht, Jameson. Wäre es dir lieber, in Zukunft deine Befehle gleich von ihm zu erhalten?«

Jameson erbleichte noch weiter. »So… so war das nicht gemeint«, stammelte er. »Es ist nur… ich… ich habe es nicht gewagt, ihn zu töten, nachdem diese verdammten Soldaten anfingen, hier herumzuschnüffeln. Ich hatte alles genau geplant, McGillycaddy. Es war alles in Ordnung! Ich habe es so gedreht, daß jeder Bannermann die Schuld am Untergang der Poseidon gab. Früher oder später hätte er selbst der Sache ein Ende bereitet, und uns noch einen Gefallen damit getan. Alles war in bester Ordnung, bis dieser Raven oder Craven aufgetaucht ist!«

McGillycaddy schwieg einen Moment. Seine Kiefer mahlten, und seine Unruhe schien sich auf das formlose schwarze Etwas hinter ihm im Wasser zu übertragen, denn seine Bewegungen wurden hektischer.

»Wer ist dieser Kerl?« fragte er schließlich.

Jameson zuckte die Schultern. »Ich weiß es nicht«, gestand er. »Irgendein Freund von Bannermann, vermute ich. Er kommt aus London. Und er schien sehr gut informiert zu sein.«

»Was hast du getan?« fragte McGillycaddy.

»Nichts«, antwortete Jameson. »Ich habe ihn fortgeschickt. Er will wiederkommen.«

»So«, sagte McGillycaddy, »will er das? Nun, das werden wir sehen. Vielleicht finde ich einen Weg, ihn davon abzuhalten. Hat er gesagt, in welchem Hotel er wohnt.«

»Im… im Four Seasons«, sagte Jameson stockend. »Aber da ist er nicht.«

McGillycaddy blinzelte, legte den Kopf auf die Seite und sah Jameson durchdringend an. »Und wo«, fragte er betont, »ist er jetzt?«

Jameson druckste herum. »Bei Spears«, sagte er schließlich.

McGillycaddy erbleichte. »Spears? Bei... bei den Soldaten?«

»Ja«, gestand Jameson. »Ich habe Clanston und ein paar seiner Jungs hinter Bannermann und ihm hergeschickt. Bannermann haben sie erwischt, aber dann kamen die Soldaten dazwischen, und –

»Du hast WAS?!« brüllte McGillycaddy. Von der Ruhe, die er bisher trotz allem bewahrt hatte, war nichts mehr geblieben. »Willst du damit sagen, daß dieser Craven jetzt bei Spears ist und sich vermutlich glänzend mit ihm unterhält?«

»Was sollte ich denn tun?« wimmerte Jameson. »Spears' Leute waren in der Überzahl, und sie waren bewaffnet. Und selbst wenn nicht – hätte ich eine Schlacht mit der Marine anfangen sollen?«

McGillycaddys Lippen begannen zu zittern. »Du Idiot«, sagte er. »Du hirnverbrannter, dämlicher Idiot! Du läßt Bannermann am hellichten Tage entführen und läßt es auch noch zu, daß der einzige Zeuge schnurstracks zu Spears rennt! Bei allen Seeteufeln – einen besseren Vorwand kann sich Spears doch gar nicht mehr wünschen, dich hochzunehmen!«

»Das wird er nicht tun!« stammelte Jameson. »Er... er wird abwarten. Und selbst wenn nicht, kommt er zu spät. Selbst wenn...«

»Selbst wenn er es tut«, fiel ihm McGillycaddy ins Wort, »ändert das nichts mehr, Jameson. Nicht für dich.«

Jameson erstarrte. Es schien ein paar Sekunden zu dauern, bis ihm die Bedeutung von McGillycaddys Worten wirklich zu Bewußtsein kam.

»Es war nicht meine Schuld!« wimmerte er. »Ich... ich habe –

»Versagt«, sagte McGillycaddy kalt.

»Bitte!« stöhnte Jameson. Seine Augen wurden rund vor Angst, während sich sein Blick an dem schwarzglänzenden Etwas hinter McGillycaddy festsaugte. Das brackige Abwasser, das den gewaltigen Körper bedeckte, schien stärker zu wogen und brodeln. »Das... das kannst du nicht tun«, stammelte er. »Ich habe alles getan, was ich konnte. Woher sollte ich wissen, daß –

McGillycaddy hob die Hand, und Jameson brach mit einem krächzenden Schrei ab.

»Du hast versagt«, sagte McGillycaddy noch einmal. Plötzlich war jedes Gefühl aus seiner Stimme verschwunden. Sie war kalt wie Stahl. »Du warst schon immer ein Narr, Jameson, aber ein nützlicher Narr. Jetzt hast du einen Fehler zu viel begangen. Du weißt, was das bedeutet.«

»Nein!« stöhnte Jameson. »Bitte, ich... ich will alles tun, was du willst. Ich gehe zu Spears und stelle mich ihm. Damit wird er sich zufrieden geben, ganz bestimmt. Bis er merkt, was wirklich passiert, ist es längst zu spät. Ich gehe gleich zu ihm, wenn du es willst.«

»Du wirst nirgendwo mehr hingehen«, sagte McGillycaddy leise. Seine Hand vollführte eine rasche, kaum merkliche Bewegung.

Jamesons Schrei ging im Klatschen und Rauschen des hochspritzenden Wassers unter. Der braune Schlick hinter ihm schien zu explodieren. Etwas Gigantisches, Schwarzes erhob sich wie ein Schatten aus einer längst vergessenen Zeit hinter dem Schotten aus dem brackigen Wasser, klatschte gegen die niedrige Decke des gewölbten Tunnels – und schoß auf Jameson zu.

Jameson reagierte im letzten Moment. Mit einem verzweifelten Schrei warf er sich zur Seite, spürte einen Schlag gegen Hüfte und Schulter und verlor auf dem glitschigen Boden den Halt. Hart schlug er auf, wälzte sich mit einer Behendigkeit herum, die man einem Mann seiner Statur kaum zugetraut hätte, und sprang auf die Füße.

Er führte die Bewegung nicht zu Ende.

Plötzlich war das aufgedunsene Etwas über ihm, warf ihn zurück und preßte ihn gegen den schmierigen Stein. Jameson schrie, stieß das Ding mit der Kraft der Verzweiflung von sich und brüllte ein zweites Mal, als sich scharfe Zähne durch seine Hose gruben und sein Bein aufrissen. Blind vor Angst und Schmerz trat er um sich, spürte, wie er etwas Weiches traf und kam endlich auf die Füße.

Jameson wirbelte herum, stieß McGillycaddy zur Seite und rannte los, verfolgt von den Dämonen der Furcht und einem gräßlichen, platschenden Geräusch, als schleife ein riesiges Stück nassen Leders über den Stein. Ein fürchterliches Lachen erscholl, und dann – schon weit entfernt – hörte er ein letztes Mals McGillycaddys Stimme.

»Lauf nur, Jameson«, schrie der Schotte. »Lauf zu deinem Spears.

Vielleicht hilft er dir ja!«

Jameson torkelte weiter. Seine Lungen begannen zu stechen, und der gewölbte Gang verschwamm immer wieder vor seinem Blick, aber die Angst gab ihm schier übermenschliche Kräfte. Immer wieder glitt er auf dem glitschigen Stein aus und schlug schmerzhaft zu Boden, und immer wieder sprang er hoch und torkelte weiter. Wie von Furien gehetzt rannte er durch den unterirdischen Gang, erreichte eine Abzweigung und warf sich blindlings nach rechts. Vor ihm war ein heller Fleck. Tageslicht!

Der Anblick gab ihm noch einmal zusätzliche Kraft. Jameson verdoppelte seine Anstrengungen, fiel abermals hin und spürte die rauhe Kante einer Stufe unter den Fingern, als er sich hochstemmte.

Dann hörte er das Geräusch. Ein Schleifen und Gleiten wie von nassem Fleisch, ein Laut, als versuchten kleine Arme und Beine einen viel zu schweren Körper über den Stein zu schieben.

Jameson sprang auf die Füße und rannte, immer drei, vier Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinauf. Der helle Fleck vor ihm wurde größer, wurde zu einem Ausschnitt des Himmels, und plötzlich fühlte er einen kalten Luftzug im Gesicht. Noch einmal raffte er alle Kräfte zusammen, warf sich nach vorne –

und prallte gegen die rostigen Stäbe des mannshohen Gitters, das den Stollen vor ihm abschloß.

Jamesons Herz schien auszusetzen. Eine Sekunde lang starrte er aus hervorquellenden Augen auf das Hindernis, das zwischen ihm und dem rettenden Tageslicht lag, dann begann er mit aller Macht an den rostigen Stäben zu rütteln.

Hinter ihm, schon am Fuße der Treppe, klang ein gräßliches Schlürfen und Schmatzen auf, ein Laut, der ihm schier das Blut in den Adern zum Gerinnen brachte. Und während er wie von Sinnen schrie und ebenso verzweifelt wie vergeblich an den fingerdicken Eisenstäben zerrte, wurde er lauter, immer lauter und lauter…

* * *

Äußerlich hatte sich nichts an dem pompös eingerichteten Büro verändert Alles schien noch immer eine Spur zu groß und zu prachtvoll, und alles übte noch immer die gleiche, eher protzige als

beeindruckende Wirkung auf mich aus. Und doch... Ich konnte den Unterschied nicht in Worte fassen, aber er war da.

Spears sah mich fragend an, und ich deutete mit einer ebenfalls stummen Kopfbewegung auf die Durchgangstür zu Jamesons Büro. Spears nickte, drehte sich herum und gab zweien seiner Männer mit Handzeichen zu verstehen, den Raum zu durchqueren und das Büro zu durchsuchen.

Ich wußte, was sie finden würden.

Nichts. Das Gebäude war leer, vom Keller bis zum Dach. Es ist nicht so, daß ich die Anwesenheit von Menschen direkt spüre – nicht, wenn ich mich nicht mit aller Macht darauf konzentriere – aber hier fühlte ich ihre Abwesenheit. Es gab in diesem Haus nichts Lebendes, sah man von Spears und seinen Leuten ab. Die Leere schien mir direkt entgegenzuschreien. Aber ich schwieg und wartete geduldig, bis die beiden Marineinfanteristen zurückkamen. Es wäre einfach zu umständlich gewesen, Spears erklären zu wollen, woher ich meine Überzeugung nahm.

Es dauerte annähernd zehn Minuten, bis sich die beiden Männer wieder bei uns einfanden. Einer der beiden verließ ohne ein Wort das Haus und gesellte sich zum Rest der kleinen Streitmacht, die das Gebäude umstellt hatte, während der andere nur stumm mit dem Kopf schüttelte und mit angelegtem Gewehr neben der Tür Aufstellung nahm.

Spears zog eine Grimasse. »Nichts«, sagte er. »Die Vögel sind ausgeflogen.«

»Was haben Sie erwartet?« fragte ich. »Daß Jameson mit einem unterschriebenen Geständnis in seinem Büro auf uns wartet?« Ich lachte leise, deutete mit einer Kopfbewegung auf die jetzt offenstehende Tür und ging los, ohne auf Spears zu warten. Der Fregattenkapitän folgte mir.

Das Büro war leer, und damit meine ich nicht nur die Abwesenheit von Jameson. Die Regale waren leergeräumt, Schranktüren standen offen und zeigten uns sorgsam geleerte Fächer, und selbst die Schubladen des gewaltigen Schreibtisches waren halb herausgezogen und von allem Inhalt befreit. Ich stöhnte enttäuscht, als mein Blick auf den verwaisten Sockel neben dem Schreibtisch fiel.

»Nun, Craven?« fragte Spears bissig. »Wo ist jetzt Ihr famoses Schiff?«

Zornig drehte ich mich herum und schluckte im letzten Moment die ärgerliche Antwort herunter, die mir auf der Zunge lag. »Heute Mittag war es jedenfalls noch da«, knurrte ich. »Sie müssen es weggeschafft haben.«

Spears kam näher, sah sich lange und eingehend um und wandte sich schließlich wieder an mich. »Warum geben Sie nicht zu, daß Sie sich geirrt haben, Craven?« fragte er. »Sie sagen selbst, daß Sie ein Schiff kaum von einem Rollschuh unterscheiden können.«

»Dieses Schiff schon«, sagte ich wütend. »Sie haben es nicht gesehen, Spears.«

»Natürlich nicht«, antwortete Spears. »Und nach allem, was Sie mir erzählt haben, werde ich es auch niemals sehen. Ein solches Schiff gibt es nicht.«

»Daß Sie es nicht kennen, muß nicht heißen, daß es nicht existiert, oder?«

»Nicht zwangsläufig«, antwortete Spears. »Aber doch sehr wahrscheinlich. Ich kenne mich mit Schiffen aus, vergessen Sie das nicht. Und ein Schiff, wie Sie es mir beschrieben haben, ist technisch erstens nicht machbar und zweitens vollkommen unsinnig.«

»Unsinnig?« wiederholte ich.

Spears nickte. »Unsinnig«, bestätigte er. »Glauben Sie mir, Craven – im Zeitalter der Panzerschiffe und Kanonenboote sind solche Schiffe nicht mehr gefragt.«

»Sie haben es nicht gesehen!« wandte ich zornig ein.

Spears machte ein Gesicht, als versuche er zum achten Mal, mir zu erklären, warum zwei und zwei nicht Mittwoch ergeben können. »Das ist auch gar nicht nötig«, sagte er geduldig. »Ich kann mir ganz gut vorstellen, was Sie gesehen haben. Es... gab einmal Pläne für solche Schiffe. Vor zwei- oder dreihundert Jahren«, fügte er rasch hinzu, als ich triumphierend auffahren wollte. »Damals wäre ein Fünfmaster mit dreihundert Geschützen auf jeder Seite eine unbesiegbare Waffe gewesen«, fuhr er fort. »Aber sie sind nie gebaut worden. Die technischen Probleme waren unlösbar.«

»Heute sind sie es nicht mehr!«

»Sicher«, sagte Spears. »Bloß wäre ein solches Schiff viel zu plump

und schwerfällig. Ich gebe zu, daß es mit einer Breitseite halb Aberdeen in Schutt und Asche legen könnte, aber diese Riesenpötte sind ungefähr so schnell und wendig wie ein arthritischer Walfisch.« Er lächelte. »Was nutzt Ihnen eine schwimmende Festung, wenn ein Kreuzer wie die kleine King George ihr den Fangschuß geben kann?«

»King George?« fragte ich.

»Mein Schiff«, antwortete Spears, tippte mit dem Zeigefinger gegen die Offiziersstreifen an seiner Schulter und grinste. »Dachten Sie, ich habe die Dinger für's Fahrradfahren bekommen? Es kreuzt draußen vor der Küste, und es ist nicht besonders groß, aber glauben Sie mir – dieses Schiff allein wäre durchaus in der Lage, mit Ihrer famosen Dagon fertig zu werden.«

»Wie die Arrow?« fragte ich giftig.

Spears Lächeln gefror, und mit einem Male hatte ich das Gefühl, etwas ziemlich Dummes gesagt zu haben. »Ich weiß nicht, was die Arrow zerstört hat«, sagte er leise und mit seltsam zitternder, ja, beinahe haßerfüllter Stimme. »Aber ich schwöre Ihnen, daß derjenige, der dafür verantwortlich ist, bezahlen wird. Und wenn es das letzte ist, was ich in meinem Leben tue.«

Er brach ab, starrte mich einen Herzschlag lang an und fuhr sich nervös mit der Hand über das Kinn; fast, als merke er erst jetzt, was er eigentlich gesagt hatte, und bereue es.

»Verzeihen Sie, Spears«, sagte ich. »Ich wollte Sie nicht verletzen.«

Spears winkte ab. Die Bewegung wirkte gezwungen. »Schon gut, Craven«, sagte er. »Sie können es nicht wissen. Mein... mein Bruder war auf der Arrow.«

»Das tut mir leid«, murmelte ich.

Spears starrte mich noch eine Sekunde lang an, dann drehte er sich abrupt herum und begann nach seinen Männern zu brüllen. Ein ziemlich bleicher Marinesoldat erschien unter der Tür, und Spears fuhr ihn an: »Durchsucht das Haus. Jeden einzelnen Raum. Ich will alles, was ihr findet, hier haben, verstanden? Jedes Stück Papier, jeden Fetzen. Und beeilt euch.«

»Was versprechen Sie sich davon?« fragte ich, als wir wieder allein waren.

»Was haben Sie sich davon versprochen, mich hierher zu schleifen?« fauchte Spears ärgerlich.

»Zum Beispiel Kapitän Bannermanns Leben«, antwortete ich ruhig.

Spears sog hörbar Luft ein, aber statt zu explodieren, wie ich halbwegs erwartet hatte, senkte er plötzlich den Blick, ging zum Schreibtisch hinüber und setzte sich auf dessen Kante.

»Verzeihen Sie, Craven«, sagte er. »Ich war unbeherrscht.« Plötzlich lächelte er, wenn auch sehr wehmütig. »Es scheint, als wäre unsere Rettungsaktion ein glatter Fehlschlag gewesen, wie? Wenn Ihnen eine gute Ausrede einfällt, die ich in meinen Bericht schreiben kann, lassen Sie sie mich wissen. Sieht so aus, als hätte ich es gründlich verpatzt.«

»Es war nicht Ihre Schuld«, sagte ich. »Ich fürchte, ich bin Jameson ein bißchen zu heftig auf die Zehen getreten. So, wie es hier aussieht, muß er mit Packen begonnen haben, ehe ich richtig aus dem Haus war.«

»Es scheint so«, sagte Spears. »Aber keine Sorge – ganz so leicht läßt sich der Geheimdienst Ihrer Majestät nicht austricksen. Es gibt eine ganze Menge Leute hier in der Stadt, denen ich in den nächsten Tagen die eine oder andere unangenehme Frage stellen werde. Und wenn er auch nur einen Zeh ins Wasser steckt, läuft er der King George direkt vor die Kanonen.«

Seine Worte hätten mich aufmuntern müssen, aber sie taten es nicht. Spears war sicher ein Mann, der viel von seinem Handwerk verstand. Aber wenn die dumpfe Ahnung, die von mir Besitz ergriffen hatte, auch nur zu einem geringen Teil zutraf, dann hatte er es mit Gegnern zu tun, von deren Existenz er bisher nicht einmal in seinen schlimmsten Träumen gewußt hatte.

Kanonen nutzten nicht viel gegen Magier und Dämonen.

Etwas von meinen Gedanken mußte ziemlich deutlich auf meinem Gesicht zu lesen gewesen sein, denn Spears sah mich plötzlich scharf an und fragte: »Was haben Sie, Craven? Habe ich etwas Falsches gesagt? Oder gibt es etwas, was ich nicht weiß?«

»Weder, noch«, antwortete ich hastig. »Es ist nur – weiter kam ich nicht, denn in diesem Moment wurde die Tür hinter uns abermals aufgerissen, und der immer noch bleiche Marinesoldat stürmte herein. Spears fuhr wie von der Tarantel gestochen herum. Mit einem Male war er wieder ganz Konzentration und gespannte Aufmerksamkeit.

»Was gibt es?« schnappte er.

»Jameson«, antwortete der Mann. Sein Atem ging schnell, als wäre er gerannt, und trotz der schlechten Beleuchtung im Raum konnte ich erkennen, wie blaß er war. Seine Lippen zitterten. »Wir haben Jameson gefunden. Aber er ist...« Er stockte, suchte einen Moment sichtlich nach Worten und fuhr sich hektisch mit dem Handrücken über das Gesicht, als gelte es, unsichtbare Spinnweben fortzuwischen.

»Verdammt nochmal! Mann – reden Sie!« schnauzte Spears, als der Soldat nicht weitersprach. »Was ist mit Jameson?«

»Am... am besten sehen Sie ihn sich selbst an, Sir«, antwortete der Mann mit zitternder Stimme. »Er liegt... draußen. Auf der anderen Hofseite.«

Spears sog scharf die Luft ein, wie um den Mann abermals anzufahren. Aber das hörte ich schon kaum noch, denn ich war bereits herum und an dem Soldaten vorbei aus dem Zimmer gestürzt.

* * *

Das Gurgeln und Rauschen des Wassers war das einzige Geräusch hier unten. Von irgendwoher kam Licht und brach sich auf feuchtem Stein und der braunen Oberfläche des Kanals, aber wie alles hier unten wirkte es schmutzig; wenn McGillycaddy sich nur lange genug darauf konzentrierte, dann glaubte er es sogar zu riechen. Und es war kein guter Geruch: nach Fäulnis und Abfällen und Verwesung, wie alles hier unten.

McGillycaddy fühlte sich nicht wohl. Es lag nicht nur an seiner Umgebung – er war diesen Weg unzählige Male gegangen; das Labyrinth aus Abwasserkanälen und Stollen tief unter den Straßen Aberdeens war ihm so vertraut, daß er sich mit geschlossenen Augen zurecht gefunden hätte. Es lag auch nicht an dem, was er getan hatte. Für McGillycaddy zählte ein Menschenleben wenig, zumal, wenn es sich um das eines Verräters handelte. Er hatte mehr als einmal töten lassen und selbst getötet. Es war nicht einmal die Art, auf die es geschehen war. Er kannte seine Diener zur Genüge, um – wenn er sich schon nicht an ihren Anblick gewöhnt hatte, was unmöglich war – so doch wenigstens damit fertig zu werden.

Es war das Gefühl der Erwartung, das ihn quälte.

Bald, in wenigen Stunden schon, würde er den Augenblick der Erfüllung erleben. Der Moment, von dem er die letzten dreißig Jahre geträumt hatte.

McGillycaddy hatte den allergrößten Teil seines Lebens darauf verwandt, sich auf diesen Moment vorzubereiten, jedes Detail, jede Einzelheit zu planen, jeden Schritt hundertmal zu überdenken, jeden auch nur im entferntesten vorstellbaren Fehler aufzuspüren und auszumerzen. Es war sein Lebensinhalt gewesen, sein Leben überhaupt.

Jetzt hatte er Angst davor.

Es fiel ihm schwer, es sich selbst gegenüber zuzugeben, und trotzdem war es so: er fürchtete den Augenblick beinahe mit der gleichen Macht, mit der er ihn bisher herbeigesehnt hatte.

Das Wasser zu seinen Füßen begann zu brodeln, und ein dunkler, mehr als mannslanger Körper zeichnete sich unter den braunschillernden Fluten ab. Der Anblick erinnerte McGillycaddy daran, daß es noch etwas zu tun gab, ehe es soweit war.

Lautlos erhob er sich aus der unbequem hockenden Stellung, in der er dagesessen und seinen Gedanken nachgehangen hatte, wandte sich nach rechts und huschte davon, in den Schutz der Schwärze hinein, die den Gang ausfüllte.

Das schwarze Ding im Wasser folgte seiner Bewegung wie ein dämonischer Schatten.

* * *

Inmitten des Hofgevierts gähnte ein Loch im Boden. Es war gezackt und unregelmäßig und sonderbar eckig, wo die Pflastersteine herausgebrochen und in die Tiefe gestürzt waren, und ein durchdringender Gestank nach faulem Wasser und Abfällen drang daraus empor, dazu das gedämpfte Rauschen und Klatschen von Wasser, das tief an seinem Grunde floß. Aber das registrierte ich kaum. Wie versteinert stand ich da und starrte auf den verkrümmten Körper Jamesons, der sich mit letzter Kraft aus dem Loch herausgezogen und gestorben war, ehe er die Bewegung vollends zu Ende hatte führen können.

Seine eleganten Kleider waren zerfetzt und durchtränkt von

schmutzigem Wasser, und auf seinen erstarrten Zügen lag noch der Ausdruck des unbeschreiblichen Grauens, das er in seinen letzten Sekunden empfunden haben mußte.

Er hatte keine Haare mehr.

Ich erwachte erst aus meiner Erstarrung, als ich Spears' Schritte hörte, und die Marinesoldaten, die den gezackten Krater im Boden und mich umstanden, hastig beiseitetraten, um dem Kapitänleutnant Platz zu machen. Spears langte keuchend neben mir an, fuhr beim Anblick des Toten sichtlich zusammen und ließ sich auf die Knie sinken.

Als er nach dem Toten greifen wollte, fiel ich ihm in den Arm. »Nicht«, sagte ich hastig. »Rühren Sie ihn nicht an.«

Spears blinzelte, verzichtete aber zu meiner eigenen Überraschung darauf, mich anzufahren, sondern wandte sich statt dessen in scharfem Ton an einen seiner Männer. »Was ist hier passiert?« schnappte er. »Wo kommt er her?«

Der Mann versuchte seinem Blick auszuweichen, aber es gelang ihm nicht. »Ich... weiß es nicht, Sir«, gestand er.

»Was soll das heißen?« fauchte Spears. »Sie hatten Wache hier, Mann! Tote fallen nicht vom Himmel!«

»Das nicht«, antwortete der Mann. »Aber aus der Erde. Das... das Loch war plötzlich da. Ich habe nur ein Krachen gehört, und als ich hinsah, war der Boden eingesunken, und er lag da. Genau so.«

Spears sog hörbar die Luft ein, schluckte ein paarmal und sah dann erst den Toten, dann mich an. »Was zum Teufel geht hier vor?« flüsterte er.

Ich zuckte mit den Achseln. »Das weiß ich so wenig wie Sie«, antwortete ich. »Aber irgend etwas stimmt hier nicht. Vielleicht wäre es besser, wenn wir hier verschwinden. Alle.«

Spears lachte spöttisch, wurde aber sofort wieder ernst, als ich zornig den Kopf schüttelte und einen der herausgebrochenen Steine aufhob. »Sehen Sie sich das an, Spears«, sagte ich. »Dort unten muß ein Abwasserkanal oder sonstwas sein, aber die Decke ist mindestens einen Meter dick. Dieses Loch hat kein Mensch aufgebrochen.«

»Unsinn«, sagte Spears. Aber seine Stimme klang nicht annähernd so selbstsicher. Verstört betrachtete er den gut zehn Inches dicken

Pflasterstein, den ich unter seiner Nase schüttelte, beugte sich vor und lugte in die Tiefe. Es war nicht zu erkennen, was unter uns lag, aber meine Schätzung war wohl eher zu vorsichtig als zu optimistisch gewesen.

»Sehen Sie sich den Toten an«, sagte ich. »Irgend etwas stimmt nicht mit ihm – milde ausgedrückt.«

Spears wurde noch eine Spur blasser und sah abermals auf Jamesons bleiches Gesicht herab. Dem Toten fehlten nicht nur die Haare, sondern auch Wimpern und Augenbrauen. Und als ich ihn genauer betrachtete, fiel mir auf, daß auch seine Zähne und Fingernägel verschwunden waren. Dabei war nicht die allerkleinste Wunde zu erkennen.

»Was zum Teufel hat ihn getötet?« murmelte Spears verstört. Wieder blickte er in die Tiefe. »Vielleicht irgendein Zeug dort unten. Irgendeine Chemikalie oder...« Er sprach nicht weiter, sondern streckte abermals die Hand aus, berührte vorsichtig Jamesons Arm und hob ihn hoch.

Der Anblick war entsetzlich. Spears hatte Jamesons Arm dicht unterhalb des Ellbogengelenkes ergriffen und wollte ihn anheben, aber es war, als versuche er einen leeren Schlauch zu heben. Jamesons Unterarm und Hand fielen mit einem widerlichen weichen Klatschen zurück auf den Stein.

Als wäre kein Knochen mehr darin, dachte ich schaudernd. Und mit einem Male fiel mir auch auf, wie sehr Jameson sich verändert hatte. Alles an ihm war schwammig und auf schwer zu beschreibende Weise weich. Ich war sicher, daß er regelrecht auseinandergeflossen wäre, hätten wir versucht, ihn hochzuheben.

»Teufel!« keuchte Spears und ließ Jamesons Arm so abrupt los, als wäre er plötzlich glühend heiß. »Was bedeutet das?«

»Ich habe keine Ahnung«, gestand ich. »Aber was immer es ist – wir sollten machen, daß wir wegkommen. Es... es ist noch in der Nähe.«

Spears sah mit einem Ruck auf. Ich konnte direkt sehen, wie es hinter seiner Stirn zu arbeiten begann. Dann nickte er plötzlich auf sonderbar steife, abgehackte Weise und stand mit einem Ruck auf. »In Ordnung«, sagte er. »Wir ziehen ab. Sammeln!«

Das letzte Wort hatte er mit hoch erhobener Stimme gerufen, und wo es nicht mehr verstanden wurde, gaben andere Männer den Befehl

weiter. Binnen weniger Minuten sammelten sich die zwei Dutzend Bewaffneter, die uns begleitet hatten, auf dem kleinen, gepflasterten Innenhof. Spears blickte ungeduldig über die Doppelreihe blaugekleideter Marinesoldaten, nickte schließlich und wollte sich zum Tor wenden, blieb dann aber noch einmal stehen und sah erneut zu den Männern hinüber.

»Johnson fehlt«, sagt er. »Zum Teufel, wo bleibt der Kerl? Johnson! Corporal Johnson, sofort hierher!«

Spears wiederholte seinen Befehl noch vier- oder fünfmal, aber er bekam keine Antwort.

»Verdammt!« murmelte er. »Wo steckt der Kerl? Fredkins, Leroy – sucht ihn. Aber ein bißchen dalli, wenn ich bitten darf!«

Die beiden Angesprochenen verschwanden lautlos wieder im Haus, um ihren Kameraden zu suchen, während sich die anderen dichter um uns zusammenzudrängen begannen. Obwohl der Hof groß genug war, der gut dreifachen Anzahl von Männern Platz zu bieten, wichen sie alle rein instinktiv so weit wie nur möglich von der aufgebrochenen Stelle und Jamesons Leichnam weg. Selbst ich vermochte mich einer dumpfen Bedrückung nicht zu erwehren. Immer wieder ertappte ich mich dabei, aus zusammengekniffenen Augen auf die aufgedunsene Leiche und das finstere Loch hinter ihr zu blicken. Meine Hand strich nervös über den Griff meines Stockdegens.

Schließlich kamen die beiden Soldaten zurück. Sie waren totenblaß, und das Gesicht des einen war zu einer Grimasse verzerrt, während der andere mühsam um seine Fassung rang. Ich war nicht der einzige, der wußte, was sie sagen würden, noch bevor sie uns erreichten.

»Johnson ist tot, Sir«, stammelte einer der Soldaten. »Er liegt… im Keller. Und er ist…«

»Was ist er?« fauchte Spears, als der Mann nicht weitersprach.

»Tot«, wiederholte der Soldat. Seine Stimme zitterte so heftig, daß das Wort kaum zu verstehen war. »Genau wie Jameson. Er ist… etwas hat ihn… mein Gott!«

Spears starrte ihn einen Herzschlag lang an, ballte die Fäuste und blickte zum Haus hinüber. Seine Kiefer mahlten. Als er sprach, konnte man seiner Stimme anhören, wie viel Mühe es ihn kostete, sich noch zu beherrschen.

»Im Keller? Wo genau?«

Der Soldat machte eine vage Kopfbewegung hinter sich. »Unten. Im…« Er stockte, suchte einen Moment sichtlich nach Worten und setzte erneut an: »Es gibt eine Treppe nach unten, Sir. Zur… Kanalisation. Er muß dort unten… er hat…«

Spears schnitt ihm mit einer befehlenden Geste das Wort ab, als er abermals zu stammeln begann. »Okay«, sagte er laut, trat einen Schritt zur Seite und deutete mit einer befehlenden Geste auf den ausgezackten Krater auf der anderen Seite des Hofes. »Corporal Jennings – Sie nehmen zehn Mann und steigen dort hinab. Die andern kommen mit mir.«

»Sind Sie verrückt?« entfuhr es mir, aber Spears ließ mich nicht zu Wort kommen, sondern fuhr wie von der Tarantel gestochen herum und fauchte mich an:

»Halten Sie den Mund, Craven! Das hier geht Sie nichts an. Es ist mir ziemlich egal, wer Jameson umgebracht hat, und warum. Aber wenn einer meiner Männer getötet wird, dann will ich wissen, wer es war. Und er wird dafür bezahlen. Vorwärts, Jennings! Die anderen folgen mir. Und Sie, Craven«, fügte er, nach einer winzigen Pause und wieder an mich gewandt, hinzu, »werden entweder hierbleiben und Ihrer Wege gehen oder mitkommen und meinem Befehl gehorchen.«

Eine Sekunde lang starrte ich ihn an, dann nickte ich fast unmerklich und setzte mich in Bewegung, auf das Haus zu.

* * *

Der Tote sah aus wie Jameson, aber die Tatsache, daß er halb über den ersten Stufen der Treppe zusammengebrochen war, machte das Bild tausendmal schlimmer, denn sein Körper war wie eine haltlose Stoffpuppe die Stufen herabgerutscht; es sah aus, als hätte er zusätzliche Gelenke in Armen und Beinen, dort, wo seine Glieder die Konturen der steinernen Treppe nachzeichneten. Seine Augen standen offen, wie die Jamesons, aber wo im Blick des Reeders ein grenzenloses Entsetzen gestanden hatte, las ich in seinem nur Erschrecken und Unglauben. Jameson hatte gewußt, was ihn tötete, er nicht.

Die Männer bewegten sich lautlos wie Schatten in die Tiefe, und obgleich sie sich instinktiv bemühten, ihrem toten Kameraden nicht

näher zu kommen, als unbedingt nötig, gingen sie in militärischer Präzision, die Waffen schußbereit in den Händen und mit ganz gespannter Aufmerksamkeit. Fast gegen meinen Willen mußte ich Spears und seinen Leuten Anerkennung zollen. Obwohl ich in solcherlei Dingen kaum Erfahrung hatte, spürte ich doch, daß ich mich inmitten einer Eliteeinheit befand. Der Mann, dessen Leichnam wir passierten, war zweifellos Opfer eines überraschenden Angriffes geworden. Wer immer versuchte, diese Männer auf die gleiche Weise zu überrumpeln, würde eine sehr unangenehme Überraschung erleben.

Was nicht bedeutete, daß ich mich etwa sicher fühlte.

Die Treppe führte auf eine Strecke von vielleicht zehn Yards steil in die Tiefe, knickte dann nach rechts ab und endete in einem gekrümmten, nicht ganz mannshohen Stollen, der bis auf einen schmalen Sims an der rechten Seite mit widerlich stinkendem Abwasser gefüllt war. Die Luft fühlte sich schleimig an, und der Geruch nach Fäulnis und Fäkalien, der von den braunen Fluten aufstieg, nahm uns schier den Atem.

Spears wartete, bis der letzte Mann den Fuß der Treppe erreicht hatte, deutete mit einer befehlenden Geste nach rechts, wo sich der Stollen in finsteren Schatten verlor, und entzündete eine Rumkorff-Lampe. Der bleiche Schein riß eine mannsbreite Spur aus Helligkeit in die Schwärze des Tunnels, aber das Licht schien die Dunkelheit dahinter eher noch zu verstärken. Das Wasser schoß gurgelnd zu unseren Füßen dahin, dunkle, formlose Dinge mit sich reißend.

Fast mit Gewalt löste ich meinen Blick von dem Anblick und sah in die andere Richtung. Ein Stück hinter uns, zwanzig, allerhöchstens dreißig Schritte entfernt, fiel blasses Licht durch ein gezacktes Loch in der Gangdecke. Darüber bewegten sich Schatten. Spears' Leute, die durch den zweiten Eingang in das Kanalsystem einzudringen versuchten. Von drei, vielleicht sogar vier Yards. Welche unglaublichen Gewalten waren nötig, diese Schicht aus Felsen und Erdreich zu durchstoßen?

Aber ich behielt meine Überlegungen auch diesmal für mich und sah Spears nur nachdenklich an. Der Fregattenkapitän rief seinen Leuten ein paar militärische Kommandos zu, die ich nicht verstand. Augenblicke später setzte sich der kleine Trupp, im Gänsemarsch und hintereinander auf dem schmalen Steinsims, dem bleichen Schein der Lampe folgend, in Bewegung.

Der Kanal zog sich eine gute halbe Meile gerade wie mit einem Lineal

gezogen dahin, dann vollführte er eine scharfe Wendung nach rechts und mündete in einen größeren Gang; aus dem schmalen schnellfließenden Bach neben uns wurde ein reißender Strom stinkend-braunen Wassers, und der Gestank wurde noch übermächtiger. Ich hatte das Gefühl, kaum mehr atmen zu können, und aus meinem Magen kroch langsam, aber unaufhaltsam, eine dumpfe Übelkeit empor. Im flackernden Licht der Lampen konnte ich erkennen, daß auch Spears' Männer bleich geworden waren.

Plötzlich erscholl irgendwo weit vor mir ein Schrei. Der Lichtkegel von Spears' Lampe begann einen Moment wild auf und ab zu hüpfen, strich an der Decke und den Gangwänden entlang und richtete sich schließlich auf die Wasseroberfläche.

Unter den braunen Fluten war ein mächtiger, dunkler Umriß zu erkennen. Er war größer als ein Mensch, von länglicher Form und ungeheuer massig. Und er bewegte sich gegen die reißende Strömung!

»Was ist das?« brüllte Spears. »Fredkins – schießen Sie!«

Ich begriff den Inhalt von Spears' Worten eine Sekunde zu spät. Im auf und ab hüpfenden Schein der Lampe konnte ich erkennen, wie der Angesprochene das Gewehr an die Wange riß und zielte. Aber mein Warnschrei ging bereits im Krachen des Schusses unter.

Der Lärm war unbeschreiblich. Der gekrümmte Gang fing das Krachen des Schusses auf und warf es tausendfach verstärkt zurück. Ein Bersten und Peitschen erscholl, als wäre direkt neben uns eine Kanone abgefeuert worden, und der gesamte Stollen schien zu beben.

Unmittelbar über dem dunklen Umriß spritzte das Wasser hoch. Das Ding zuckte, sackte wie von einem Faustschlag getroffen ein Stück in die Tiefe – und schoß wie ein schwarzer Blitz auf das Ufer und die Männer zu!

Die Soldaten begannen zu feuern. Über, neben und vor dem schwarzen Etwas explodierte die Wasseroberfläche unter dem Einschlag Dutzender von Geschossen, aber die Wirkung war gleich Null. Der Schatten kam rasend schnell näher, prallte mit einer Wucht, die ich durch den Stein hindurch spüren konnte, gegen das gemauerte Ufer, und –

Es ging zu schnell, um Einzelheiten zu erkennen. Braunes, zähflüssiges Wasser spritzte bis unter die Gangdecke und besudelte die Soldaten, stinkender Schaum schoß wie eine Fontäne in die Höhe, und inmitten des Chaos war plötzlich etwas Dunkles, Formloses, einer riesigen

schwarzen Qualle gleich und mit dünnen Ärmchen und Tentakeln das Wasser peitschend. Das Krachen der Schüsse, die entsetzten Schreie der Männer und das Klatschen und Rauschen des auseinanderspritzenden Wassers vermischten sich zu einer höllischen Melodie.

Die Bestie war größer als ein Mensch, aber ihre Form war auch jetzt noch nicht wirklich zu erkennen. Sie ähnelte einer ins Groteske überzeichneten Kaulquappe, hatte weder Augen noch andere sichtbare Sinnesorgane, dafür aber ein Maul, an dem jeder Mörderhai seine helle Freude gehabt hätte. Ein langer, stachelbesetzter Drachenschwanz peitschte aus dem Wasser und riß vier oder fünf der Männer von den Füßen.

Eine ganze Salve von Schüssen krachte. Trotz der großen Entfernung konnte ich sehen, wie die Kugeln in den schwammigen Balg der Bestie schlugen – und ohne Wirkung blieben!

Das Ungeheuer fuhr mit einem zornigen, blubbernden Laut herum. Sein gewaltiges Maul klaffte auf, und ein dünner, fadenähnlicher Tentakel peitschte in die Höhe, wickelte sich wie ein Seil um den Arm eines Soldaten und riß ihn nach vorne. Der Mann fiel auf die Knie und ließ sein Gewahr fallen. Verzweifelt versuchte er sich irgendwo festzuklammern, aber so dünn der Tentakel war, so kräftig schien er zu sein. Unaufhaltsam wurde der Mann nach vorne gezogen, bis sein Oberkörper halbwegs im Wasser hing.

Spears war mit einem Schrei bei ihm. In seinen Händen blitzte ein Messer. Ungeachtet der Gefahr, in der er sich selbst befand, riß er den Mann mit aller Gewalt zurück und ließ die Klinge auf den dünnen, ölig glänzenden Strang niedersausen.

Sie federte zurück, als hätte er auf ein Stahlseil geschlagen, wurde ihm aus der Hand geprellt und klatschte ins Wasser. Spears fluchte, warf sich mit aller Gewalt zurück und zerrte den Soldaten dabei mit sich.

Aber nur für einen Moment. Die Riesenqualle bäumte sich auf, schlug ärgerlich mit den kleinen verkrüppelten Händchen in die Luft und sank mit einem Klatschen zurück. Der unglückselige Soldat wurde mitgezerrt, fiel vollends ins Wasser und versank.

Als sich Spears keuchend wieder aufrichtete, war ich neben ihm. Alles war so furchtbar schnell gegangen, daß ich noch kaum richtig begriff, was geschehen war. Seit dem Augenblick, in dem der erste Schuß gefallen war, war wenig mehr als eine Minute vergangen, und doch

war – daran zweifelt niemand – jetzt einer der Männer tot, und eine Anzahl weiterer blutete aus Wunden, die sie beim Angriff des Monsters davongetragen hatten.

Spears kam fluchend hoch und zog seine Pistole, obwohl er sehr gut wissen mußte, wie wenig die Waffe gegen den unheimlichen Angreifer nutzte.

Ein Schrei aus einem Dutzend Kehlen warnte uns. Spears und ich fuhren herum, gerade noch zurecht, um den schwarzen Schatten erneut wie einen lebenden Torpedo durch das schlammige Wasser auf uns zuschießen zu sehen. Spears hob seine Pistole und feuerte, und gleichzeitig begannen auch seine Männer wieder zu schießen.

Es nutzte so wenig wie beim ersten Mal. Das Ungeheuer jagte heran, bäumte sich auf und schoß mit einem grotesken Sprung aus dem Wasser.

Direkt in meinen Degen hinein.

Ich hatte die Waffe im gleichen Augenblick hochgerissen, in dem das Monstrum aus dem Wasser schnellte. Die Klinge durchstieß die schwarze Haut der Bestie ohne fühlbaren Widerstand, schnitt eine armlange Wunde in ihre Flanke und trennte eines der kleinen Ärmchen ab, ohne daß ich auch nur einen Ruck gefühlt hatte. Aus dem wütenden Glucksen und Schnattern des Ungeheuers wurde mit einem Male ein lautes Schmerzgebrüll. Wie ein Sack voll nassem Leder klatschte es zwischen Spears und mir auf den Stein.

Dann starb es.

Es ging ganz schnell. Ausgehend von der Stelle, an der mein Degen sie berührt hatte, verlor seine Haut ihren feuchten Glanz, wurde trocken und rissig wie altes Leder und zerfiel zu grauem Staub. Ein pestilenzartiger Gestank nahm uns den Atem, und plötzlich klang ein Zischen auf, als streue man Schießpulver ins Feuer. Weniger als dreißig Sekunden nach dem Angriff war von dem Ungeheuer nur ein Häufchen grauer Asche übrig.

Es zerstob, als Spears mit dem Fuß hineinstieß.

»Mein Gott, Craven«, murmelte er. »Was… was war das? Was war das für eine Kreatur und was… was haben Sie getan?«

Seine Augen wurden rund, während er abwechselnd mich, meine Waffe und den schmierigen grauen Fleck auf dem Boden anstarrte, zu

dem die Bestie zerfallen war.

Das Ding, von dem ich nun wußte, daß es nichts anderes als eine Shoggote gewesen war…

»Es würde zu lange dauern, Ihnen alles zu erklären«, sagte ich hastig, »später, Spears. Jetzt müssen wir hier weg.«

Spears schluckte nervös. Sein Blick huschte unstet über die quirlende Wasseroberfläche. »Sie… Sie glauben, es wären noch mehr von diesen… Dingern hier?« flüsterte er.

Ich wollte Antworten, aber dann gewahrte ich eine Bewegung aus dem Augenwinkel, fuhr herum und deutete stattdessen stumm in die Richtung, aus der wir gekommen waren.

Auch Spears hatte das Geräusch gehört. Eine Sekunde lang starrte er aus schreckgeweiteten Augen in die Schwärze des Ganges, dann bückte er sich, hob seine Lampe auf, ließ den Strahl wie eine bleiche einfingrige Hand über das Wasser tasten und richtete ihn schließlich in den Gang.

Oder – genauer gesagt – dorthin, wo vor Augenblicken noch nichts anderes als der Abwasserkanal gewesen war.

Natürlich war das Wasser noch immer da.

Aber es war kaum mehr zu erkennen, zwischen der Flut braunschwarzer, augenloser Kaulquappenmonster, die sich auf uns zuwälzten wie eine lebende Lawine!

»Um Gottes Willen!« keuchte Spears. Seine Hände begannen zu zittern, so stark, daß der Lichtstrahl über den Kanal und den Fluß zu hüpfen begann. Eine Sekunde lang sah es so aus, als würde er nun vollends die Kontrolle über sich verlieren, dann hatte er sich wieder in der Gewalt.

»Zurück!« brüllte er. »Alles zurück. Schießen hat keinen Sinn! Lauft!«

Sein Befehl wäre kaum mehr nötig gewesen, denn der schreckliche Anblick allein hatte gereicht, unter den Männern beinahe eine Panik ausbrechen zu lassen. Einige vereinzelte Schüsse krachten noch, und zwischen der Phalanx der heranschießenden Ungeheuer stob das Wasser hoch wie unter Faustschlägen, aber die meisten Männer taten instinktiv das einzige, was überhaupt Sinn hatte – sie liefen, als wäre der Teufel höchstpersönlich hinter ihnen her.

Auch Spears und ich setzten uns in Bewegung, wenn auch als Letzte und in gehörigem Abstand. Der Degen in meiner Hand verlieh mir ein Gefühl trügerischer Sicherheit, wenngleich ich mir vollends darüber im klaren war, daß mich auch diese Waffe nicht gegen eine solche erdrückende Übermacht schützen würde.

Verzweifelt sah ich mich im Laufen um. Wir rannten wie von Sinnen, aber die Bestien holten unbarmherzig auf. Trotz ihres plumpen Äußeren bewegten sie sich elegant wie Fische im Wasser. Und es waren viele; sehr viele. Ich schätzte, daß auf jeden unserer Männer gut drei oder vier der schwarzen Bestien kamen.

Mir blieb keine Zeit, weiter über unsere Chancen nachzudenken, denn die erste Riesenquappe war bereits heran. Ein augen- und nasenloser Schädel brach schäumend aus der braunen Brühe hervor. Im Laufen versetzte ich ihm einen Hieb mit dem Degen, verlor dadurch fast den Boden unter den Füßen und nickte Spears dankbar zu, als er mich im letzten Moment zurückriß. Das Ungeheuer zerfloß unter Wasser zu einer Wolke aus grauem Schlamm, aber schon nahm ein neues seinen Platz ein; ein dünner, ölig glänzender Strang zuckte nach Spears, wickelte sich wie eine Peitschenschnur um seinen Hals und schnappte zurück, als ich ihn mit dem Degen durchtrennte. Blitzschnell wirbelte ich herum, tötete einen dritten Shoggoten mit einem raschen Hieb und brachte mich mit einem verzweifelten Sprung in Sicherheit, als eine der schwarzen Riesenkreaturen aus dem Wasser schnellte und mit einem widerlichen Platschen neben mir auf den Sims fiel.

Sie lebte nicht lange genug, um nach mir schnappen zu können.

Die nächsten Minuten waren die reine Hölle. Spears und ich vollführten einen wahren Veitstanz, um den schnappenden Mäulern und Klauen, den peitschenden Schwänzen und den immer wieder hochzüngelnden tödlichen Tentakelzungen der Bestien zu entgehen, und mein Degen wütete unter den Bestien. Ich schätzte, daß ich mehr als ein Dutzend der schrecklichen Ungeheuer vernichtete, aber ihre Zahl war schier endlos. Aus dem hinteren Teil des Ganges, dort, wo Spears' Leute waren, gellten Schreie und das unterbrochene Stakkato von Gewehrsalven, als würden schwere Körper ins Wasser gerissen.

Allmählich begann sich der Angriff der Shoggoten auf Spears und mich zu konzentrieren. Immer mehr und mehr der Quallenwesen erschienen im Wasser, und obwohl ich den Degen jetzt mit beiden Händen führte und wie wild um mich schlug, war der Augenblick abzusehen, an dem mich eine der Bestien erwischen oder meine Kräfte einfach erlahmen würden.

Plötzlich erscholl ein urgewaltiges Krachen. Felsbrocken und Schmutz regneten von der Decke, und mit einem Male zuckte ein blauweißer, greller Blitz hinter uns auf. Instinktiv duckte ich mich, als ein wahres Bombardement von Steinen und Kalk auf Spears und mich herabregnete. Aus dem Augenwinkel sah ich einen dünnen Faden auf mich herabstoßen, schlug mit dem Degen danach und spürte, wie ich traf.

Es war der letzte Shoggote, den ich vernichtete.

Als das Zittern des Bodens und der Steinhagel aufhörten, hatten sich die Ungeheuer zurückgezogen. Irgend etwas hielt die Bestien davon ab, Spears und mich abermals anzugreifen – obgleich wir beide auf dem Boden lagen und in diesem Moment hilflos gewesen wären.

Eine Sekunde später zuckte ein zweiter, noch hellerer Blitz auf und verwandelte den Stollen in ein gräßliches Schwarzweiß-Gemälde. Ein vielstimmiger, gellender Schrei klang auf – und plötzlich kamen Spears Männer zurückgerannt, manche aus tiefen Wunden blutend und verfolgt von einer schwarzen, brodelnden Flutwelle.

Ich begriff, warum die Ungeheuer von ihrem Angriff abgelassen hatten. Obgleich sie nicht viel mehr als geistlose Protoplasmaklumpen waren, mußten sie doch über eine Art Selbsterhaltungstrieb verfügen.

Sie hatten schlicht und einfach das gleiche getan, was auch ein General tun würde, der begriff, daß er zu hohe Verluste hatte. Sie hatten auf Verstärkung gewartet.

Der zweite Trupp Shoggoten mußte am unteren Ende des Kanals auf uns gewartet haben. Und er war womöglich noch größer als der erste. Wenn sich die beiden furchtbaren Armeen vereinigten, dann würden sie das Dutzend Männer und mich schlichtweg überrollen, Degen hin oder her. Auch diese Waffe konnte immer nur an einer Stelle zuschlagen.

Spears richtete sich mühsam neben mir auf und half mir auf die Beine. Er war bleich, und in seinen Augen loderte die Angst. Trotzdem wirkte er gefaßt.

»Das war's dann wohl, Craven«, sagte er leise. »Sieht so aus, als würden wir in ein paar Sekunden erfahren, ob es ein Leben nach dem Tode gibt.«

Ich antwortete nicht, sondern starrte verbissen auf den Kanal hinaus. Spears' Männer waren mittlerweile herangekommen und hatten einen

dichten Kordon um uns gebildet, eine Mauer aus Gewehren, deren Läufe drohend auf die mächtigen schwarzen Schatten unter uns herabdeuteten.

»Liefern wir ihnen wenigstens einen guten Kampf, Craven«, sagte Spears leise. »Und noch etwas. Ich –

»Nicht, Spears«, unterbrach ich ihn. »Ich mag keine großen Abschiedsszenen. Stellen Sie sich vor, wie peinlich es sein kann, wenn wir es überleben.«

Spears starrte mich einen Moment unverstehend an, dann lächelte er und konzentrierte sich wieder auf den Kanal.

Die zweite Shoggoten-Welle raste heran, eine Armee menschengroßer schwarzglitzernder Schatten, die das Wasser pflügten wie lebende Torpedos und unter die Masse der wartenden Ungeheuer fuhr, ohne ihr Tempo merklich zu verringern.

Es dauerte Sekunden, bis ich begriff, daß irgend etwas nicht so war, wie es sein sollte.

Die Bewegung der dunklen Körper im Wasser war einzeln nicht zu erkennen, aber es war etwas an ihrer Gesamtheit, was mich alarmierte. Der zweite, rasend schnell heranschießende Trupp Shoggoten schien nicht mit dem ersten zu verschmelzen, sondern wie eine gewaltige dunkle Faust unter ihn zu fahren. Es war wie eine Folge lautloser, optischer Explosionen; dunkle Körper trafen auf schwammige schwarze Umrisse, Knäuel von Leibern bildeten sich und stoben auseinander, und plötzlich begannen sich drei, vier Shoggoten unmittelbar vor uns aufzulösen, zerfaserten einfach zu Wolken grauschwarzen Schleimes und vergingen im Wasser.

»Sie... sie kämpfen gegeneinander!« keuchte Spears. Seine Augen weiteten sich vor Unglauben.

Der Kampf war bizarr. Trotz der Verbissenheit, mit der er geführt wurde, war er nahezu lautlos. Die neu hinzugekommenen Wesen fuhren unter die Shoggoten, griffen sie zu zweit oder zu dritt an.

Und wo immer die Shoggoten auf ihre unheimlichen Gegner stießen, verloren sie den Kampf.

Ich mißachtete die Gefahr, in der ich schwebte, trat so dicht an das Ufer heran wie möglich und starrte aus angestrengt zusammengekniffenen Augen in das tobende Chaos.

Die neu aufgetauchten Wesen waren keine Shoggoten! Sie hatten die Form und Proportion von Menschen, waren aber viel größer und massiger, und ihre Körper waren tiefschwarz wie die ihrer furchtbaren Feinde, bewaffnet waren sie mit langen, eigentümlich gezackten Stöcken, mit denen sie nach den Quallenwesen stießen und sie gleich reihenweise in verkochenden Schlamm verwandelten. Wie immer es auch zuging, mußten ihre Waffen eine ähnliche Wirkung auf die Protoplasmawesen haben wie mein Stockdegen.

Schon nach wenigen Sekunden waren die Reihen der Shoggoten sichtbar gelichtet, und mehr und mehr der unheimlichen Bestien wandten sich zur Flucht. Der Kampf dauerte nicht einmal eine Minute.

Schließlich fuhren die wenigen überlebenden Quallenungeheuer wie auf ein gemeinsames Kommando hin herum und suchten ihr Heil in der Flucht. Aber ihre Gegner ließen nicht von ihnen ab, sondern verfolgten sie mit der gleichen Verbissenheit, mit der sie sie bekämpft hatten. Das Brodeln und Zischen des Wassers wanderte langsam nach links aus, und noch immer starben Shoggoten, getroffen von den tödlichen Zackenstäben ihrer Feinde.

Aber nicht alle der unheimlichen Wesen verfolgten die Bestien. Spears berührte mich erschrocken am Arm und deutete nach rechts, und ich sah, wie drei der sonderbaren Gestalten mit eleganten Schwimmstößen ans Ufer kamen und sich schwerfällig auf den steinernen Sims hinaufzogen. Spears' Männer wichen instinktiv vor ihnen zurück, und ich sah, wie sich einige Gewehre auf die schwarzglitzernden Gestalten richteten und sich Finger nervös um Abzüge spannten.

Ich konnte den Männern ihre Furcht nicht einmal übelnehmen, denn die drei Gestalten wirkten alles andere als vertrauenerweckend.

Es waren Riesen.

Der kleinste von ihnen mußte eine gute Handbreit über zwei Meter messen, und seine Schultern waren so breit, daß er schon fast mißgestaltet wirkte. Seine Haut glänzte wie poliertes schwarzes Eisen, und wo sein Gesicht sein sollte, schimmerte ein riesiges, spiegelndes Auge im Licht der Lampe. Seine Hände waren dreifingrige Klauen, in denen die gezackte Harpune eher wie ein Spielzeug aussah.

Dann machte er einen Schritt, und es war diese Bewegung, die die Illusion zerplatzen und mich erkennen ließ, wem ich wirklich gegenüberstand.

Es waren Menschen. Menschen in wuchtigen, aus Eisen und zähem schwarzen Leder gefertigten Tauchmonturen. Jetzt, als sie aus dem Wasser heraus waren, hatten ihre Bewegungen alle Eleganz verloren und wirkten eher plump. Ich dachte schaudernd daran, wie schwer ein solcher Anzug an Land sein mußte.

Der vorderste der drei gepanzerten Riesen trat vor, legte umständlich seine Harpune zu Boden und hob die rechte Hand zum Kopf. Ein leises Quietschen erscholl, als er die wasserdichte Glasplatte löste, die seinen Helm schloß.

Dahinter kam ein schmales, von einem wild wuchernden Vollbart bedecktes Gesicht zum Vorschein. Ein Paar eisgrauer, wacher Augen musterte die Männer, blieb einem Moment an Spears' Gesicht haften und richtete sich dann auf mich. Es war sonderbar, aber ich begann beinahe sofort, mich unter dem Blick dieser Augen unwohl zu fühlen.

Dann begann der Mann zu sprechen. Seine Stimme klang verzerrt und hohl unter dem wuchtigen eisernen Helm hervor, und trotzdem erschien sie mir in diesem Moment unendlich wohltönend, denn es war wenigstens eine menschliche Stimme.

»Nun, Monsieur, mir scheint, wir sind gerade noch zum rechten Zeitpunkt gekommen. Hatten Sie Verluste?«

Spears, an den die Frage gerichtete war, fuhr sichtlich zusammen. »Einen... einen Mann«, antwortete er stockend. »Vielleicht mehr. Aber wenn Sie eine Minute später erschienen wären...«

Der Mann in der Tauchermontur winkte ab und kam mit schwerfällig taumelnden Bewegungen näher. »Meine Mannschaft wird sich um diese Mißgeburten kümmern, mein Wort darauf, Monsieur«, sagte er. »Trotzdem wäre es wohl angeraten, wenn Sie und Ihre Männer diesen ungastlichen Ort schnellstmöglich verlassen würden. Ich habe ein Boot, wenige hundert Meter flußab. Es wäre mir eine Ehre, wenn Sie uns begleiten würden. Überdies gibt es die eine oder andere Information, die ich Ihnen zukommen lassen und die auf Ihr Interesse stoßen könnte.«

Spears starrte das Gesicht hinter der Tauchermaske verwirrt an. Wahrscheinlich war er noch nie auf jemanden gestoßen, der sich noch komplizierter und umständlicher ausdrücken konnte als er. Aber der Fremde gab ihm keine Zeit, seiner Verwirrung Herr zu werden, sondern fuhr, mit einem fragenden Blick in meine Richtung, fort:

»Monsieur Craven, nehme ich an?«

Instinktiv nickte ich. »Sie... kennen mich?«

Ein flüchtiges Lächeln huschte über die ausgemergelten Züge hinter der Tauchermaske und erlosch wieder. »Wir hatten das Vergnügen leider noch nicht persönlich, mein lieber junger Freund, aber ich darf mich rühmen, schon eine Menge über Sie und Ihre tolldreisten Streiche gehört zu haben.« Er lächelte noch einmal, kam näher und streckte mir die dreifingrige Metallklaue seines Anzuges wie zur Begrüßung hin. Ich widerstand im letzten Moment der Versuchung, sie zu schütteln. Wahrscheinlich hätte er mir glatt die Hand abgerissen.

»Ich soll Ihnen Grüße ausrichten, Monsieur«, fuhr der Fremde fort. »Von einem gemeinsamen Freund. Aber vielleicht bereden wir das später, in meiner Kabine und bei einem guten Glas Portwein?«

»Gern«, stotterte ich, noch viel zu perplex, um etwas anderes sagen zu können. »Aber von welchem gemeinsamen Freund sprechen Sie? Und wer sind Sie überhaupt?«

»Mein Name ist Nemo«, sagte der Fremde. »Kapitän Nemo.«

»Nemo?« Ich starrte ihn an. »Sie sind –

»Warum unterhalten wir uns nicht später darüber!« unterbrach mich Nemo, und irgend etwas war in seiner Stimme, was mich aufhorchen ließ. Sie klang... ja, alarmiert. Alarmiert und zugleich besorgt. Und ich hatte das sichere Gefühl, daß es nicht allein die Anwesenheit der Shoggoten-Monster war, die ihn ängstigte. Fast gegen meinen Willen nickte ich.

»Gehen wir.«

* * *

Vier Stunden später verließen wir das unterirdische Labyrinth wieder. Der Mann in der Tauchermontur deutete nach vorn, dorthin, wo sich das Wasser in einem gewaltigen steinernen Becken sammelte, einen künstlichen Katarakt überwindend und durch schräg gegen die Strömung geneigte eiserne Gitterkonstruktionen fließend.

Es mußte auf Mitternacht zugehen, denn der Mond, der dann und wann hinter den tiefhängenden Regenwolken hervorlugte, stand nahezu im Zenit, und die Stadt lag wie eine dunkle, formlose Masse hinter uns. Ein geradezu atemberaubender Gestank stieg von der

Oberfläche des Sammelbeckens auf und verpestete den kühlen Salzwasserhauch, der vom Meer heraufwehte.

Trotzdem erschien mir die übelriechende Luft wie ein kühler Frühlingshauch, nach den mehr als vier Stunden, die ich unter der Erde und bis zu den Knien in Abwässern watend zugebracht hatte. Mehr als einmal während dieser Zeit hatte ich ernsthaft zu zweifeln begonnen, ob wir das Tageslicht überhaupt noch einmal wiedersehen würden. Selbst das schlammverkrustete Becken unter uns kam mir im Moment wunderschön vor, war es doch wenigstens ein Teil der Welt, die ich kannte.

Ich fühlte mich schmutzig wie niemals zuvor in meinem Leben; und ich war es auch. Alles an mir schien irgendwie zu kleben, und auf meiner Zunge lag ein Geschmack, als hätte ich versehentlich eine Kuh am falschen Ende geküßt. So absurd es war, sehnte ich mich nach vier Stunden, die ich größtenteils im Wasser watend verbracht hatte, nach nichts mehr als nach einer Badewanne voller Wasser. Voll sauberem Wasser allerdings.

Etwas zwickte mich in den Ellenbogen, und die Berührung erinnerte mich daran, daß wir noch lange nicht außer Gefahr waren und zwischen mir und der Badewanne noch ein ganzes Becken voller Schlamm und vielleicht noch ein paar Dinge mehr lagen, an die ich lieber nicht denken wollte.

Ich sah auf, begegnete Nemos ernstem, beinahe besorgt wirkendem Blick und sah in die Richtung, in die die dreifingrige Eisenklaue seines sonderbaren Anzuges deutete. Auf der anderen Seite des Sammelbeckens, dicht hinter der Stelle, an der das Wasser ein letztes, gemauertes Wehr durchfloß und sich gurgelnd und schäumend ins offene Meer ergoß, bewegten sich Schatten. Meine Augen hatten Mühe, mit dem silbergrauen Zwielicht der Nacht zurechtzukommen, aber ich mußte die Schatten auch nicht wirklich erkennen, um zu wissen, wer dort drüben auf uns wartete. Die Bewegungen der Männer wirkten plump und ungelenk, und dann und wann brach sich ein verirrter Lichtstrahl auf ihren Gestalten und ließ sie wie schwarzpolierten Stahl aufblitzen.

»Ihre Männer?« flüsterte ich.

Nemo nickte; jedenfalls nahm ich an, daß das kurze Beben seiner schwerfälligen Tiefsee-Montur ein Nicken sein sollte. »Oui«, sagte er. »Ein wenig zu spät, aber besser spät als gar nicht.« Er seufzte und blickte zum Mond hinauf. Ich war mir nicht sicher, denn sein Gesicht

war hinter der schmalen Öffnung des Taucherhelmes nur undeutlich zu sehen, aber ich glaubte, einen raschen Ausdruck von Sorge über seine Züge huschen zu sehen.

»Was haben Sie?« fragte ich.

Nemo fuhr zusammen, sah mich einen ganz kurzen Moment lang fast schuldbewußt an und rettete sich in ein Lächeln. »Nichts«, log er. »Kommen Sie, mein Freund. Das Boot wartet.«

Hinter uns wurde die Nacht lebendig, als nach und nach auch die anderen Mitglieder unserer verunglückten Expedition aus dem Kanal kamen. Der kleine Trupp bot einen genauso seltsamen wie bemitleidenswerten Anblick. Spears' Männer – mit ihm selbst an der Spitze – sahen ungefähr so aus, wie ich mich fühlte, nämlich gräßlich. Das Dutzend Marinesoldaten wankte mehr ins Freie, als daß es ging. Kaum einer von ihnen war ohne Blessuren davongekommen, und alle waren sie über und über mit Schmutz und glitzerndem Schlamm bedeckt. Und Nemos Männer boten keinen besseren Anblick. Ihre Unterwasserpanzer waren über und über mit Schlamm und fauligem Tang bedeckt, und die Last der Kleidungsstücke, für ein anderes Element als die Luft geschaffen, ließ ihre Träger gebeugt und schleppend gehen wie uralte Männer.

Nemo und ich traten zur Seite, um die Männer passieren zu lassen. Der Platz auf dem schmalen, auf einer Seite von einem rostigen Gitter begrenzten Sims über dem Sammelbecken wurde eng, als auch der letzte aus dem Kanal heraus war, und zwei von Spears' Männern brachen schlichtweg vor Entkräftung zusammen.

Auch ich spürte Müdigkeit wie eine betäubende Woge durch meine Glieder kriechen. Jetzt, als die Anspannung allmählich von mir abfiel, verlangte mein Körper den Preis für die Stunden der Anstrengung. Was ich fühlte, war die normale, körperliche Erschöpfung, die mit der Erleichterung, einer drohenden Gefahr entronnen zu sein, einhergeht. Aber gleichzeitig fühlte ich auch, daß es noch lange nicht vorbei war. Nemos Eingreifen hatte uns zweifellos das Leben gerettet, aber wir hatten nur ein kleines Scharmützel gewonnen, nicht einmal eine Schlacht.

Geschweige denn den Krieg.

Mühsam blinzelte ich die Müdigkeit weg, lehnte mich schwer gegen das eiserne Schutzgitter und starrte auf das rechteckige Wasserbecken herab. Das Licht war sehr schwach, aber ich konnte erkennen, daß die

Männer dort unten einen dunklen, langgestreckten Körper heranzogen; das Boot, von dem Nemo gesprochen hatte. Ein Licht begann zu blitzen, sorgsam gegen das Land hin abgeschirmt, so daß ich selbst von hier oben aus nur seinen rhythmischen Widerschein auf dem Wasser ausmachen konnte. Neugierig hob ich den Blick und sah in östliche Richtung, dorthin, wo sich hinter der Schwärze der Nacht das Meer verbarg. Mein Verdacht bestätigte sich: nach einer Weile antwortete weit draußen auf dem Meer ein winziger Leuchtpunkt auf das Flackern der Lampe. Plötzlich bedauerte ich, daß Morsealphabet niemals gelernt zu haben.

»Ihr Boot?« fragte ich, an Nemo gewandt, aber ohne den Blick vom Meer zu nehmen.

Der Mann in dem schwerfälligen Unterwasserpanzer antwortete nicht auf meine Frage, und als ich mich nach einer Weile doch zu ihm umwandte, bemerkte ich, daß sein Blick besorgt über Spears' zusammengekauerte Gestalt huschte. Der Fregattenkapitän war auf die Knie gesunken, wie die meisten seiner Männer, und rang nach Atem. Ich glaube nicht, daß Nemo meine Worte überhaupt vernommen hatte, denn ich hatte sehr leise gesprochen, und das Gurgeln und Rauschen des Wassers übertönte ohnehin fast jeden anderen Laut. Trotzdem wiederholte ich meine Frage nicht noch einmal, sondern sah Nemo nur stirnrunzelnd an und begnügte mich mit dem unmerklichen Nicken, das er mir schließlich zur Antwort gab.

»Vorwärts«, sagte Nemo plötzlich laut. »Wir müssen weiter. Schaffen Ihre Männer den Abstieg noch, Kapitän Spears?«

Der Fregattenkapitän sah auf, starrte Nemo einen Moment lang aus dunklen, vor Erschöpfung und Müdigkeit trüb gewordenen Augen an und rang sich ein mattes Nicken ab. Nemo streckte ihm die Hand entgegen, um ihm auf die Füße zu helfen, aber Spears ignorierte die Geste, griff mit zitternden Fingern nach dem rostigen Eisengitter neben sich und zog sich aus eigener Kraft in die Höhe. »Wo... wo sind wir überhaupt?« murmelte er. »Noch in Schottland, oder bereits auf der anderen Seite des Erdballes?«

Nemo lachte leise. »Keine Sorge, Kapitän. Wir sind nur ein paar Meilen von Aberdeen entfernt. Aber dieser Weg erschien mir am sichersten, die Kanalisation zu verlassen. Sie werden einsehen, daß meine Leute und ich ein... äh, gewisses Aufsehen erregt hätten, hätten wir die Stadt auf dem Landwege zu verlassen versucht.«

Spears starrte ihn an und preßte die Lippen aufeinander. Ich konnte

direkt sehen, wie es hinter seiner Stirn arbeitete. Aber zu meinem und wohl auch Nemos Erstaunen ging Spears nicht weiter auf seine Worte ein, sondern drehte sich herum und begann ohne ein weiteres Wort, die rostzerfressene Eisenleiter hinunterzusteigen, die zum Rande des Sammelbeckens führte. Konnte es wirklich sein, daß er nicht wußte, wem er gegenüberstand?

Wieder fing ich einen Blick Nemos auf, und wieder gewahrte ich diese sonderbare Mischung aus Sorge und angespannter Bereitschaft auf seinen Zügen. Er schien so deutlich wie ich zu spüren, daß mit Spears irgend etwas nicht stimmte.

Nemo und ich waren die letzten, die den gemauerten Sims verließen. Der Kanal mündete – aus einem Grund, den allerhöchstens die Architekten dieser Anlage und vermutlich nicht einmal sie kannten – gute fünf Meter über dem riesigen Schlammbecken, so daß die Leiter dicht neben einem schäumenden Wasserfall entlangführte und das rostige Eisen schlüpfrig und glatt war, als wäre es mit Schmierseife überzogen. Nach dem kräftezehrenden Marsch durch die Unterwelt Aberdeens überstieg diese letzte Kletterpartie beinahe meine Kräfte. Ich wankte, als ich unten ankam, und hätte Nemo nicht wortlos zugegriffen und mich gestützt, dann hätte mein Ausflug wohl in einem Schlammbad seinen krönenden Abschluß gefunden. Nicht, daß das noch einen großen Unterschied gemacht hätte.

Ich schenkte ihm einen dankbaren Blick, trat naserümpfend ein Stück von der ölig glänzenden Brühe im Becken zurück, und schlurfte mit hängenden Schultern hinter ihm her.

Es war ein ziemlich zerschlagener Haufen, der schließlich das Meeresufer erreichte. Ein paar von Spears' Männern ließen sich erschöpft auf die Knie sinken oder warfen sich gar der Länge nach in die eiskalte Brandung, um den Schlamm und das stinkende Wasser abzuwaschen, während Nemos Leute wie durch Zufall ein Stück zurückblieben und sich im Halbkreis hinter den Marinesoldaten aufstellten. Auch von Nemo selbst hatte eine fühlbare Anspannung Besitz ergriffen. Von der Erschöpfung, die ich ihm noch vor Augenblicken angemerkt hatte, war keine Spur mehr geblieben.

Auf ein Zeichen des Kapitäns hin kam das Boot, das ich von oben aus gesehen hatte, näher. Ich erkannte jetzt, daß es weitaus größer war, als ich bisher geglaubt hatte. Gute zwanzig Fuß lang und mit einem – wenn auch im Moment zurückgelegten – Mast. Es mußte mehr als zwei Dutzend Männern Platz bieten und war schon fast eine kleine Pinasse. An seinem Heck befand sich ein sonderbarer Aufbau, den ich

in der herrschenden Dunkelheit zwar nicht genau erkennen konnte, der aber einen irgendwie bizarren Eindruck machte, gezackt und dabei geschwungen, so daß er dem ganzen Boot etwas von einem Haifisch zu verleihen schien, trotz seiner plumpen Form. Bemannt war das Schiff nur mit drei Matrosen, die die gleichen schwerfällig wirkenden Monturen trugen wie Nemo und seine Leute.

Auch sie waren bewaffnet. Und ich war ziemlich sicher, daß es kein Zufall war, daß die Spitzen ihrer Zackenharpunen auf die Gruppe erschöpfter Marinesoldaten am Ufer deuteten.

»Bitte, meine Herren – gehen Sie an Bord«, sagte Nemo. Seine Stimme klang ungeduldig, fast gereizt.

Spears sah auf. Auf seinen Zügen mischten sich Überraschung und Müdigkeit mit einem langsam aufkeimenden, immer stärker werdenden Schrecken.

»Was soll das heißen?« fragte er. »Wieso –

»Bitte, Kapitän«, unterbrach ihn Nemo. »Befehlen Sie Ihren Leuten, an Bord der Pinasse zu gehen. Meine Zeit ist knapp bemessen.«

Spears schluckte krampfhaft. Seine Hand senkte sich auf die Pistolentasche an seiner Seite, aber er führte die Bewegung nicht zu Ende, als Nemos Harpune hochruckte.

»Begehen Sie jetzt bitte keinen Fehler«, sagte Nemo ruhig. »Ich bin nicht Ihr Feind.«

Spears keuchte. »Was soll das bedeuten?« fragte er noch einmal.

»Nicht das, was Sie denken«, antwortete Nemo ruhig. »Ich muß Sie lediglich bitten, mich an Bord meines Schiffes zu begleiten.«

»Ihr Schiff?« Spears schüttelte verwirrt den Kopf. Entweder, dachte ich, begriff er wirklich nicht, was hier vor sich ging, oder er versuchte bewußt den Idioten zu spielen, um Nemo zu täuschen. »Was soll der Unsinn?« fragte er. »Meine Männer und ich müssen zurück in die Stadt!«

Nemo seufzte. »Seien Sie vernünftig, Spears«, sagte er, beinahe sanft, aber trotzdem mit einer hörbaren Spur von Ungeduld. »Sie wissen so gut wie ich, daß ich das nicht zulassen kann. Gehen Sie an Bord. Bitte.«

»Dann sind wir Ihre Gefangenen?« fragte Spears.

Nemo seufzte. »Das Wort Gäste wäre mir lieber, Kapitän, aber wenn Sie Wert darauf legen – bitte.«

»Aber warum?« fragte Spears verwirrt. »Wir kämpfen auf der gleichen Seite, Nemo. Sie und ich –

»Verdammt nochmal, Spears, halten Sie endlich den Mund!« unterbrach ich ihn ärgerlich. »Begreifen Sie immer noch nicht, wer dieser Mann ist?«

Spears starrte erst mich, dann Nemo an, öffnete den Mund, wie um etwas zu sagen, brachte aber nur ein halbersticktes Krächzen hervor. Plötzlich wurden seine Augen rund vor Schrecken.

»Nemo«, murmelte er. »Sie... Sie sind Kapitän Nemo?! Der Nemo?«

Statt einer direkten Antwort senkte Nemo seine Harpune und trat ein paar Schritte auf Spears zu. Sein ausgestreckter Arm deutete nach Osten, auf das Meer hinaus.

Ein Stück vor der Küste, vielleicht eine halbe Seemeile entfernt, begann das Wasser zu schäumen. Zuerst war es nur ein leichtes Kräuseln der Oberfläche, als spiele der Wind mit den Wellen, dann wurden die Blasen größer und mächtiger, und mit einem Male übertönte ein gewaltiges Rauschen den monotonen Rhythmus der Brandung. Immer stärker und stärker schäumte das Meer, und plötzlich, als wäre an seinem Grund ein unterseeischer Vulkan ausgebrochen, schoß eine gewaltige Fontäne aus Wasser und weißem Schaum in die Luft, erhob sich bis auf dreißig, vierzig Yards Höhe und fiel zurück, als blase ein riesiger Wal Wasser ab.

Dann erschien der Gigant.

Trotz seiner ungeheuerlichen Größe hatte sein Auftauchen etwas fast schwereloses. Majestätisch wie ein Wal, aber viermal so groß, durchbrach er die Wasseroberfläche, sank mit einem gewaltigen Rauschen und Krachen zurück und kam schaukelnd zur Ruhe; ein Riese wie ein finsterer Meeresgott, aber aus schwarzem Stahl gefertigt. Eine doppelte Reihe winziger, gelb erleuchteter Bullaugen an seiner Flanke zauberte hüpfende Lichtflecke auf das Wasser, und plötzlich strahlte an seinem Bug ein helles, gleißendes Licht auf, tastete wie ein suchender Finger über das Meer und erlosch wieder.

Aber so kurz der Scheinwerferstrahl auch nur geleuchtet hatte, sein

Licht hatte ausgereicht, mir den Namenszug zu zeigen, der in geschwungenen goldenen Lettern unter dem zwanzig Yards langen Rammsporn am Bug des Giganten prangte.

NAUTILUS

ENDE DES ERSTEN TEILES

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

Noch ist das Meer ruhig. Eine leichte Brise kräuselt die Wellen; Möwen von der zerklüfteten Steilküste ziehen ihre Kreise.

Dann ein Schatten unter dem Meer – finster, bedrohlich; größer als ein Wal und schneller als ein Delphin... Er kommt näher und näher, das Wasser beginnt zu kochen, reißt wirbelnde Strudel in die See

– *und er taucht auf!*

Ein Gigant aus blauschwarzem Stahl wie ein Wesen aus vorsintflutlicher Zeit. Sein gezackter Rammsporn pflügt das Meer, und seine gewaltigen gläsernen Bullaugen werfen spiegelnde Reflexe wie Feuerblitze.

Die **NAUTILUS** stellt sich einem schrecklichen, vernichtenden Kampf. Denn ihr Gegner ist nicht von dieser Welt!

Dagon – Gott aus der Tiefe